Wir heißen Euch hoffen

Vier akademische Reden
von
Reinhold Seeberg

Staatspolitischer Verlag · GmbH · Berlin

Preis 2.50 Mark

Wir heißen Euch hoffen

Vier akademische Reden

von

Reinhold Seeberg

19 19

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. / Berlin

Den Mitgliedern des akademischen Senats der Universität Berlin

im Rektoratsjahr 1918/19

den Herren B. Erdmann, J. Goldschmidt, A. Heffter, W. His, F. Mahling, Ed. Meyer, E. Norden, A. Penck, H. Rubens, R. Stammler, H. Triepel, E. Wollenberg

in bleibender Dankbarkeit für treue Mitarbeit in harten Tagen.

Der „Friedensrektor".
R. Seeberg.

Vorbemerkung.

Die vier Reden, die im folgenden abgedruckt sind, sind bisher im Buchhandel nicht erschienen. Ich komme der Anregung zur Veröffentlichung um so lieber nach, als die Reden eine innere Einheit bilden und als mir die Veröffentlichung Gelegenheit gibt, den hochverehrten Kollegen, die bei der Arbeit des Friedensrektorates mich allezeit treu und freundlich unterstützt haben, eine kleine Erinnerungsgabe darzubringen. — Endlich bemerke ich, daß die erste Rede von mir Anfang September 1918 in ländlicher Einsamkeit niedergeschrieben und so auch, abgesehen von einigen Verkürzungen, vorgetragen worden ist.

R. Seeberg.

Inhalt.

I.

Politik und Moral.

Rede bei dem Antritt des Rektorats am 26. September 1918.

Nach altem Brauch eröffnet der sein Amt antretende Rektor das neue Studienjahr mit einer Rede, die den Zusammenhang seines besonderen Arbeitsgebietes mit den allgemeinen Interessen der Wissenschaft oder der Zeit veranschaulicht. So lassen Sie auch mich in dieser Stunde von einer Frage zu Ihnen sprechen, die in den Tagen des Weltkrieges aller Interesse in Anspruch nimmt. Es ist die Frage nach dem Verhältnis von Politik und Moral.

1.

Zwei Begriffe weitesten Umfanges sind damit vor unser Auge gestellt. Ihnen ist gemeinsam, daß sie das Verhalten und Handeln der Menschen bestimmen. Moral soll das Verhalten jeder einzelnen Seele leiten, Politik regiert das gemeinsame Schaffen und Wirken eines Volkes. Beide Begriffe sind uns geläufig. Trotzdem wird es sich empfehlen, zunächst ihren Sinn etwas genauer zu erwägen.

Politik und Moral wurzeln beide in den Tiefen der menschlichen Naturanlage. Der Mensch, wie wir ihn kennen, ist nicht nur ein politisches, sondern auch ein moralisches Lebewesen. Wir Menschen sind von urher bestimmt zu einem Leben wechselseitiger Gemeinschaft. In jedem Menschen ist daher irgendwie der Trieb wirksam, für andere zu leben und zu wirken. Dieser Trieb läßt uns sowohl darnach trachten, auf andere Personen einzuwirken, als auch uns selbst ihren Wirkungen zu unterstellen. Hierin ist sowohl das moralische wie das politische Handeln begründet. Nun wird aber dieser Trieb zum Handeln dadurch besonders bestimmt, daß wir von innen her genötigt sind, ein absolutes Ziel unseres Handels, ein höchstes Ideal zu suchen. Dies absolute

Ziel ist als solches gemeingültig. Es fordert daher nicht nur die Leitung unseres eigenen Wollens, sondern treibt uns auch an, alle Menschen ihm zu unterwerfen. Wie wir selbst aber dies Ziel, eben weil es nicht empirisch oder vorteilhaft und nützlich, sondern rein ideal ist, nur in der Form freien Wollens zu ergreifen vermögen, so können wir auch keinen anderen Menschen ihm zwangsweise unterwerfen. Wir haben daher keine andere Möglichkeit, andere Personen für dieses höchste Ideal zu gewinnen, als die persönliche Hingabe an sie, den Dienst an ihrer Seele. Die Richtung unseres eigenen Willens auf das absolute Ideal ist also zugleich Richtung auf das Wollen unserer Mitmenschen. Dies beides ist in der Moral zusammengefaßt.

Wir stehen also unter dem Einfluß eines unwandelbaren inneren Sollens, aber erleben zugleich in dessen Befolgung das erhebende Bewußtsein der Hoheit innerer Freiheit. So vereinigen sich in der Moral der höchste Idealismus eines absolut verpflichtenden transzendentalen Zieles, das Gefühl freier über den bloßen Naturzusammenhang erhabener Geistigkeit und das Wohlwollen oder die fördernde Liebe anderen geistigen Wesen gegenüber.

Es ist selbstverständlich, daß diese Züge je nach der Kulturstufe und Kulturart, die ein Volk inne hat, sich in sehr verschiedenen, abgestuften konkreten Formen darstellen werden. Es wird zur Veranschaulichung dieser Gedanken förderlich sein, wenn wir sie auf die unsere Kultur überall in irgendeinem Grade bestimmende christliche Moral anwenden. Hier wird als Ziel des sittlichen Strebens das Reich Gottes hingestellt als eine Gemeinschaft, deren Glieder im unmittelbaren Erleben des erlösenden göttlichen Herrscherwillens Gott dadurch dienen, daß sie einander lieben. In diesen Kreis höchster Geistigkeit und innerer Freiheit einzutreten und andere ihm zuzuführen, soll das Ziel jedes Menschen sein. Da aber das Ziel nur erreicht werden kann, wenn der Mensch die Not und Sorge seines äußeren Lebens zu überwinden vermag, so ist die Dienstwilligkeit und Hilfsbereitschaft auf allen Gebieten des Lebens miteingeschlossen in die sittliche Liebe. Eine solche Liebe, die die Persönlichkeit in dem Mitmenschen ehrt, indem sie ihrem höchsten Bedarf entspricht und die zugleich alle äußeren Mittel für diesen Zweck in Bewegung zu setzen bereit ist unter Hingabe des eigenen Lebens

mit allen seinen Mitteln und Gütern — das ist es, was uns doch zumeist in einem gewissen Grade vorschwebt, wenn wir von Moral sprechen.

Wir nennen das moralische Handeln auch gutes Handeln. Dadurch gewinnt aber der Begriff der Moral ein noch schärfer zugespitztes Profil. Dem Guten steht als Widerspiel das Böse gegenüber. In der menschlichen Seele liegt neben dem Antriebe für andere zu sein, ein anderer radikaler Trieb. Man kann ihn als Selbstsucht bezeichnen. Er bestimmt das menschliche Wollen und Handeln in einer der Moral direkt zuwiderlaufenden Weise. Alle Kräfte der Person und alle ihre Beziehungen zu anderen Personen trachtet er auszunutzen zu der Befriedigung der eigenen Begierden. Das verpflichtende Ideal wird ersetzt durch die Gier nach eigenem Glück. Statt daß man jenem Ideal und allen, die ihm zugeführt werden sollen, dient, läßt man alle Dinge dem eigenen Glück dienen. Das ist das Böse. Es erniedrigt das Leben, indem es seine edelste Schwungkraft lähmt nnd es läßt das Leben verarmen, indem es den Menschen innerlich isoliert.

Aber von klein auf ist dieser böse Trieb, der sich übrigens sehr scharf von der Selbsterhaltung unterscheidet, in der Seele wirksam. Wie etwas Naturgemäßes und Selbstverständliches erscheint er ihr und auf alle Lebensbeziehungen trachtet sie ihn zu erstrecken. Aber gerade der innere Widerspruch, der hierdurch in die Seele kommt mit all seinen Irrungen und Spannungen, trägt dazu bei, in dem Menschen das Bewußtsein der eigenartigen Hoheit seines moralischen Wesens zu erhalten.

2.

Für andere sein und für sich sein, gut und böse sein — so hörten wir. Ist es nun aber menschliche Anlage, für andere zu sein, so werden notwendig die anderen auch für mich sein. Das führt uns aber zu einem weiteren Zusammenhang. Es entsteht eine umfassende menschliche Gemeinschaft. Keine solche Gemeinschaft kann bestehen ohne eine Ordnung der wechselseitigen Beziehung der in ihr vereinigten wollenden Wesen. Aber diese Willensvereinigung hat einen ganz anderen Charakter als die freie moralische Beziehung zweier Willen zueinander. Diese ist frei oder sie ist überhaupt nicht, jene dagegen besteht, sofern die

Willen sich einer äußeren gegebenen Form des Handelns unterordnen. Das ist die soziale oder staatliche Form der Willensvereinigung. In der Moral handelt es sich um die freiwillige Förderung eines anderen Willens, ohne auf irgendeine Gegenleistung von seiner Seite her zu rechnen. Das Böse war die freiwillige selbstsüchtige Hemmung des anderen Willens. Die staatliche Gemeinschaft der Menschen dagegen ist der Ausdruck des Gesamtwillens eines Volkes, der den einzelnen Willen das zu dem Bestand des Ganzen notwendige gegenseitige Verhalten vorschreibt.

Aber auch diese Form des menschlichen Lebens ist nicht etwa ein Produkt zufälliger Überlegungen — ein bellum omnium contra omnes hat es ebensowenig jemals gegeben als einen contrat social —, sondern eine in der menschlichen Anlage begründete und daher lebensnotwendige Existenzform. Es ist das staatliche Leben. Viele freiwollende, ja selbstsüchtige Wesen machen eine Lebenseinheit aus, die wie alles Leben sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit entfaltet. Die Einheit dieser großen Willensgenossenschaft ist einerseits natürlich begründet auf der Gemeinsamkeit von Boden und Klima, von Blutmischung und Schädelbildung, andererseits beruht sie auf der Gemeinsamkeit der geistigen Richtung, wie sie in der Geschichte geworden ist. So kommt in die Vielheit der Willen eine gemeinsame Lebensrichtung. Derselbe Takt beherrscht die Bewegung der vielen und die gleichen Maßstäbe regeln ihre Gedankenbildung und Urteile.

Jedoch, diese Einheit ist keineswegs eine konstante Größe. Niemand ist es gelungen, das Gesetz ihrer Entwicklung zu ermitteln. Es gibt immer Einzelwillen, die sich der Leitung des Gesamtwillens entziehen wollen. Oft tauchen in dem breiten Strom der Entwicklung Einzelströmungen auf, die sich dem Rhythmus der Gesamtbewegung nicht fügen. Fast immer prallen die Wogen der Entwicklung in hartem Stoß aneinander, wenn aus den Zukunftstendenzen der geschichtlichen Vergangenheit konkrete Gegenwartsziele werden sollen. Es ist der Konflikt zwischen dem die Entwicklung leitenden Gesamtwillen und dem Gegenwartswillen einer Generation.

Dieses ungeheure Ganze, das sich in tausend und abertausend Gliedern regt, die scheinbar alle nur ihr Sonderdasein führen,

ja auseinander streben, ist aber dennoch durchdrungen von der Einheit eines geistigen Willens. Es ist ein Leben, das seine Glieder durchdringt und auch die extravagantesten unter ihnen sich schließlich einordnet. Es ist ein Leben, das trotz des Eigenwillens der einzelnen Menschen durch alle Krisen der Geburten neuer Gegenwarten hindurch sich, ständig fortschreitend, entfaltet. Dieses geschichtliche Gesamtleben ist der Staat als die wirksame Einheitsform aller Lebensfunktionen eines Volkes. Die Tätigkeit aber, die die Vielheit der Glieder und Gruppen, der Interessen und Parteien bewußt oder willentlich zur Einheit des geschichtlichen nationalen Lebens hinführt, ist die Politik. Ihr Hauptträger ist die Regierung samt all den Hilfs- und Kontrollorganen, die ihr zur Seite stehen.

Die Politik ist also zunächst im Sinne der sogenannten inneren Politik zu verstehen. Und hierin besteht in der Tat ihr Wesen. Sie ist die Leitung und Erhaltung der Kraft und Einheit des Lebens einer Nation in Beharren und Fortschritt. Da nun aber bei höherer Entwicklung der Kultur das Leben eines Volkes stets in vielseitigem Zusammenhang zu dem Leben der anderen Völker steht, so tritt die äußere Politik als eine notwendige Ergänzung zu der inneren Politik hinzu. Wer den gesicherten Fortschritt des Lebens seines Volkes erstrebt, muß zugleich für ein Verhältnis zu den übrigen Nationen Sorge tragen, das diesen Fortschritt ermöglicht. Daher ist ein allseitig ehrlich gewollter Friede das Ziel der äußeren Politik. Diesem Zweck dient auch der Krieg.

3.

Politik und Moral! Die Eigenheit beider Begriffe erfassen heißt den Gegensatz erkennen, der sie trennt. Auf seiten der Moral liegt alles das, was uns edel und erstrebenswert erscheint, Liebe, Wohlwollen, Hingabe, Aufopferung. Auf der Seite der Politik sehen wir die Rücksichtslosigkeit und den unbarmherzigen Egoismus der einander bekämpfenden Parteien und Völker. Hier erscheint es als Pflicht, den Gegner so empfindlich als möglich zu treffen und das Leben anderer zu zerstören, um sich selbst zu behaupten. Dazu kommt die Hinterlist und Lüge der Diplomaten, die leere Aufgeblasenheit der Bureaukraten, der Obskuran-

tismus der Parteilöwen. Es ist aber eine, freilich erklärliche, Täuschung, wenn man so tut, als hafteten die abstoßenden Züge bloß an der äußeren Politik, weil sie es zu Kriegen kommen läßt. In weniger großen und auffallenden Dimensionen treten uns die nämlichen Züge aber auch in der inneren Politik entgegen und das kann nicht anders sein, denn sie ist die eigentliche Politik. Es ist wichtig, hieran festzuhalten, wenn man nicht rettungsloser Konfusion anheimfallen will, wie sie in den aufgeregten Gefühlsurteilen von heute und gestern zutage treten. Nicht erst der Krieg schafft die harten Rätsel des menschlichen Gemeinschaftslebens. Sie sind alle vorher schon vorhanden, der Krieg öffnet aber auch den Blinden die Augen, sie zu sehen. Es ist ein wunderliches Verfahren, sich über die Raubtiere in den Wappen der Großstaaten zu entsetzen und den Traum von der internationalen Verständigung und ewigem Frieden zu träumen, dabei aber nach innen hin mit aller Rücksichtslosigkeit die Lage im Parteiinteresse auszubeuten. Da tut man ja selbst das mit der rechten Hand, was man eben für die linke Hand so feierlich verdammt hat.

Vielleicht dient es zur Klärung unseres Problems, wenn wir einen Augenblick auf die verschiedenartige Auffassung des Verhältnisses von Politik und Moral bei den Hauptgegnern des Weltkrieges, bei den Deutschen und bei den Angelsachsen, hinblicken. Es wird sich dabei eine verschiedene Grundauffassung zeigen, die an ihrem Teil das Wort unseres Kaisers von den zwei einander bekämpfenden Weltanschauungen rechtfertigt. Schon rein äußerlich fällt dem aufmerksamen Beobachter auf, daß die Engländer nicht müde werden, uns ein unmoralisches politisches System vorzuwerfen, während bei uns weitere Kreise in der Regel über die einzelnen unmoralischen Handlungen der Gegner — Baralong, King Stephen, Casement usw. — sich entrüsten.

Dieser Unterschied hängt aber, wenn ich recht sehe, mit gewissen Grunddifferenzen in den sittlichen Anschauungen der lutherischen und der anglocalvinistischen Länder eng zusammen. Unsere deutsche Auffassung geht in den Grundzügen auf Luthers Gedanken zurück. Das Mittelalter wollte einst die Politik wie das gesamte soziale und staatliche Leben der Leitung der christlichen Moral unterstellen. Das göttliche von der Kirche ausgelegte Gesetz sollte auch der Staat anwenden, freilich nur in groben

äußeren Umrissen, wie es seine niedere Natur erfordert. Konsequenter noch und klarer haben die Reformer des ausgehenden Mittelalters diesen Gedanken fortgeführt. Das „evangelische Gesetz" sollte alle Schäden in Staat und Kirche bessern, jedem Recht schaffen und alles Unrecht aufheben. Dies Gesetz ist aber im letzten Grunde eine vernunftgemäße Regel, so daß alle vernünftigen Menschen ihm zustimmen können und sollen. Aber diese mittelalterliche Auffassung hat, wie bekannt, nur bewirkt, daß die kirchliche Moral politisiert und die Politik doch nicht moralisch wurde.

Dem ist Luther entgegengetreten durch eine zweifache Erkenntnis. Einmal lehrt er, daß Moral und Politik, Kirche und Staat, Glauben und Wissen nicht nur dem Grade, sondern der Art nach von einander verschieden sind und beide Gebiete somit ihr eigengesetzliches Dasein führen. Sodann erkennt Luther, daß die Moral nicht den gesetzlichen Charakter einer vorgeschriebenen Ordnung hat, sondern ebenso wie die Religion in das Gebiet des persönlichen freien Lebens und Wollens des einzelnen Menschen fällt, während der Staat auf einer äußerlich rechtlichen Zwangsordnung beruht. Der Staat kann und soll also nichts anderes erstreben als ein Zusammenwirken seiner Glieder zum Zweck der Erhaltung und Ordnung des Lebens eines Volkes. Hier gilt keine andere Regel als die vernünftige Zweckmäßigkeit. Und hier gibt es keinen höheren Erfolg als den, daß die Menschen zu gegenseitiger Förderung eine feste Lebensordnung einhalten. Diese erstreckt sich im Sinn Luthers nicht nur auf die Herstellung der Rechtssicherheit, sondern auch auf die Durchführung eines fortschreitenden Kulturlebens. Dies beides wird aber dadurch erreicht, daß man die überkommenen geschichtlichen Ordnungen in Kraft erhält und sie in etwaigen Bedarfsfällen innerhalb ihrer selbst verbessert. Kluge Überlegung und sichere Entschiedenheit in der Handhabung der ihnen zu Gebote stehenden Rechts- und Machtmittel sind demnach die Aufgabe der Fürsten. Wenn sie außerdem christliche, ernst moralische Persönlichkeiten sind, so werden sie ihre Aufgaben besser, weil gewissenhafter und treuer, durchführen. Aber darum behalten diese Aufgaben immer ihren rein naturgemäßen, durch verständige Gesetze gebotenen Charakter und erlangen nicht etwa eine höhere christlich-moralische Geltung.

Man pflegt vor der Härte zu erschrecken, mit der Luther dem Bauernaufstand entgegentrat. Aber sie wird doch sofort begreiflich, wenn man ihren Grund versteht. Das war es, was Luther empörte, daß die Bauern ihr sozialpolitisches Programm mit der Autorität der christlichen Religion und Moral bekleideten und sich so von vornherein einer großen Lüge schuldig machten. Nicht minder widerstrebte ihm die Absicht, die ganze geschichtliche Lebensordnung um der Interessen eines Teiles des Volkes willen umzustoßen.

Es ist heute nicht unsere Aufgabe, den Staatsgedanken Luthers darzustellen und zu beurteilen. Es ist genug, wenn wir den Grundriß verstehen lernen. Luther hat ein kräftiges Bewußtsein von dem Staat als einer geschichtlich gestaltenden Lebensform besessen und er hat die alte deutsche Empfindung von der inneren freien Einheit zwischen Leitern und Geleiteten geteilt. Der Staat war ihm doch nicht bloß eine Gewaltordnung, sondern auch eine Genossenschaft. Aber das große Problem, das sich aus seiner eigenen Entdeckung der Innerlichkeit und Freiheit des Menschenwesens ergab, nämlich wie jenes geschichtliche Formprinzip sich unbeschadet der persönlichen Freiheit und gerade in ihr durchsetzen kann, ist ihm nicht aufgegangen. Und doch ist der ethische Idealismus Luthers ein Hauptmotiv geworden zur Durchsetzung dieser Persönlichkeitsrechte im Staat, mag immerhin zunächst die politische Gedankenwelt Luthers den fürstlichen Absolutismus und die Untertanenhaftigkeit der Bürger gefördert haben.

Das hindert nicht, daß für die uns beschäftigende Frage bei Luther die Ansätze zu einer Lösung vorliegen, welche für die deutsche Auffassung maßgebend geworden sind. Der Staat wird als eine Größe des geschichtlichen Lebens angesehen, eine Ordnung des natürlichen Gesamtlebens nach den Gesetzen der Vernunft und der Zweckmäßigkeit. Die Moral dagegen ist freie persönliche Liebe zu Gott und den Brüdern. Der Staat ist nicht moralisch und handelt als solcher nicht moralisch. Aber die Bürger des Staates sollen moralisch sein und sie werden, wenn sie es sind, nicht etwa die Staatsordnungen denaturalisieren oder moralisieren, sondern sie werden in diesen Ordnungen treu wirken mit dem Bewußtsein, gerade als Glieder einer höheren sittlichen Lebensordnung zu der pflichtmäßigen Beobachtung und der zweckmäßigen Fortbildung der staatlichen wie der sonstigen natürlichen Ordnungen

verbunden zu sein. Das Gesamtleben an sich ist nicht moralisch, aber sind seine Glieder moralische Persönlichkeiten, so wird auch die höchste Moral in ihm Platz finden und es fördern.

Ganz anders hat sich die Anschauung auf dem angelsächsischen Boden unter den Einwirkungen des Calvinismus entwickelt. Calvin hat die Staatsordnung nach den Geboten Gottes herstellen wollen und er ist der Ansicht gewesen, daß die aristokratische Republik die ideale Staatsform sei, weil sie den Bürgern die Freiheit verbürge, sofern sie irgendwie doch auch an der Regierung beteiligt sind. Das sind antike und mittelalterliche Gedanken. Man hat den zweiten dieser Gedanken zunächst zurückstellen müssen. Aber auch der Gedanke von der Einrichtung des öffentlichen Lebens nach dem moralischen Gesetz hat sich nur in eigentümlich modifizierter Gestalt durchgesetzt. In den Niederlanden hatten sich in den Befreiungskämpfen des 16. Jahrhunderts die echten Calvinisten mit einer Gruppe von humanistisch und spiritualistisch gestimmten Reformern vereinigt. Aber diese großen Gegensätze stießen, nachdem der gemeinsame Gegner überwunden war, wieder scharf aneinander. Die Dordrechter Synode konstatierte den Bruch und hob die Verbindung auf. Aber diese ist dann auf englischem Boden während der Kämpfe Cromwells wieder erstanden und hat jetzt weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen, indem der praktische allem Prinzipienwesen abholde englische Geist an ihr festhielt und sie den konkreten Verhältnissen akkomodierte. Es entsteht damit zugleich eine besondere Spielart des Calvinismus, die man als Anglocalvinismus bezeichnen kann. Zwar sollte jede religiöse Gruppe, sofern sie nur christlich ist, ihre Lehren und Bräuche behalten, aber sie alle vereinigen sich zugleich in der Anerkennung gewisser religiöser und moralischer Wahrheiten. Und diese gelten für alle Staatsbürger und verleihen dadurch dem Staat eine Art religiösen und ethischen Charakters. Die Autorität, die nach Calvin den biblischen Gesetzen zukommt, wird übertragen auf gewisse moralische Grundwahrheiten, die im weiteren Sinn als christliche anzusehen sind. Diese Wahrheiten sind an sich nicht verschieden von den Gedanken des Naturrechts, aber sie treten mit moralischer Autorität auf und gelten im praktischen Leben als christlich und evangelisch. Auf dieser moralischen Autorität beruht die staatliche Ordnung.

Diese ist nicht bloß ein Produkt der vernünftigen Überlegung der Zweckmäßigkeit innerhalb der natürlichen Entwicklung des Volkes. Der Staat ist nicht die oberste Autorität, sondern hinter ihm steht die Autorität der Moral. Aber nicht in den Dogmen der verschiedenen Kirchen kann und darf diese Autorität gesucht werden, sie wird ausgeübt von der „Gesellschaft" oder von der diese beherrschenden öffentlichen Meinung.

Das ist der Demokratismus, der den angelsächsischen Ländern eigentümlich ist und der noch heute für sich christliche Autorität in Anspruch nimmt. So schrieb eine amerikanische Zeitung: „Demokratie ist Christentum als Staatserscheinung, Demokratie ist Christus als Prophet der allgemeinen Brüderschaft der Menschen. Demokratie ist Amerika als Befreier der Welt. Amerika ist der Idealismus, der die Führung der Welt übernimmt. Amerika ist Christentum im Kampf gegen die Dienstbarkeit des Imperialismus . . . Amerika ist die Fleischwerdung des barmherzigen Samariters unter den Völkern, gebend, leihend, helfend." Es ist derselbe Geist, wenn Wilson der staunenden Welt seine Truppen als Kreuzfahrer vorstellte.

Und nun begreifen wir den Gedanken, daß der Gottesstaat, dessen Verwirklichung uns als ein stets zu erstrebendes und empirisch nie erreichtes Ziel erscheint, in England und Amerika verwirklicht sein soll, und daß das Angelsachsentum beansprucht, als ein Heiland der Welt Moral und Freiheit zu bringen. Freilich wer überlegt, daß die diesen Gottesstaat begründenden Ideale von Zeitungsschreibern und „Politikern" sowie den hinter beiden stehenden Großkapitalisten abhängen, dem wird diese Neugründung des Gottesstaates wenig einleuchtend erscheinen. Sehr viel höher stand da doch die altcalvinistische oder die mittelalterliche Auffassung, daß der Staat nach Gottes Geboten zu regieren sei. Aber in diesem Zusammenhang empfängt die eigentümliche Tatsache, daß im Kampf gegen Deutschland die katholischen romanischen Länder und die angelsächsischen Calvinisten sich die Hand gereicht haben, eine neue Beleuchtung. Für die beiderseitige Auffassung ist ja der Staat nicht eine göttliche eigengesetzliche Gründung, sondern der Mandatar, sei es der Kirche, sei es der öffentlichen Meinung der christlichen Gesellschaft. Diesen und nicht dem Staat kommt daher die maßgebende Autorität zu. Die

Wahlverwandtschaft, auf die wir gestoßen sind, erklärt aber auch die in katholischen Ländern nicht seltene Vorliebe für demokratische Tendenzen. Aber schließlich führt diese Abhängigkeit der Politik von der Moral immer, umgekehrt, dazu, daß die Moral selbst politische Art annimmt. Unwillkürlich wird sie nach den rein staatlichen Tendenzen gemodelt. Daher ist die Glückstheorie in weitesten Kreisen für die englische Moralanschauung maßgebend geworden. Moralisch ist das Handeln, das die Menschen, oder doch möglichst viele unter ihnen, glücklich macht. Das ist vom staatlichen Standpunkt her verständlich, jede echte Moral wird dadurch zerstört.

Die ungeheure Täuschung, die in diesen angelsächsischen Gedanken liegt, wird aber noch gesteigert, wenn man erwägt, daß die englische Politik stets die inner- wie außerpolitischen Fragen ausschließlich nach den Maßstäben des Erfolges und der praktischen Nutzbarkeit behandelt, freilich auch nie deren vermeintliche Moralität zu unterstreichen verabsäumt hat. Weder ist jemals die brüderliche Demokratie, von der man redet, hergestellt, an ihre Stelle trat in Wirklichkeit die Aristokratie oder die Plutokratie, noch sind die zahllosen Kriege Englands je unter einem anderen Stern als dem des härtesten Egoismus der besitzenden Klassen geführt worden, noch hat bis auf die neueste Zeit die Moral der englischen Politik sich zu erweisen vermocht. Schon im Jahre 1665 meinte der englische Admiral George Monck bei dem Kriege wider die Niederlande: „Was kommt es auf diesen oder jenen Grund an? Was wir brauchen, ist ein Stück mehr von dem Handel, den die Holländer jetzt haben.“ Und neuerdings schrieb wieder ein englischer Offizier: England gibt alle Arten von Gründen für den Krieg an, aber der Grund von allem ist der Handel. Aber trotzdem soll dies alles christlich und moralisch sein. So führt die Theorie mit Notwendigkeit zu der Doppelheit der Maßstäbe, die für den Engländer so charakteristisch ist. Der Erfolg ist alles und die Moral ist alles. Also muß, was zu Erfolg führt, moralisch sein und die Moral den Erfolg sichern. Nothing succeeds like success. Die furchtbare Selbsttäuschung dieser Anschauung kann nicht besser ausgedrückt werden, als es die Oxforder Gelehrten getan haben mit dem Satz: „Es ist richtig, daß wir für unser eigenes Interesse kämpfen. Aber was

ist unser Interesse? Wir kämpfen für das Recht, und das Recht ist unser oberstes Interesse."

4.

Der weltgeschichtliche Versuch, die Moral des Staates durch seine Abhängigkeit von der Kirche zu sichern, ist ebenso gescheitert wie der Versuch, dem Staat durch die Abhängigkeit von den moralischen Anschauungen der öffentlichen Meinung der christlichen Gesellschaft sittlichen Charakter zu verleihen, die Probe nicht besteht. Es soll keineswegs geleugnet werden, daß beide Anschauungen zeitweilig für gewisse Kreise der Bevölkerung von erzieherischem Werte gewesen sind, wie auch ihr Vorhandensein immerhin die Existenz ernster Kreise, die auf die Moral nicht verzichten wollen, bezeugt. Aber durch solche Erwägungen wird das Unmögliche nicht möglich. Es ist eine bloße Einbildung, daß die Tätigkeit des Staates oder die Politik jemals nach den Gesichtspunkten der privaten Moral durchgeführt werden könnte. Nicht in bösem Willen, sondern in der sachlichen Unmöglichkeit ist das begründet. Ich kann und soll in freier Liebe auf meinen Vorteil zugunsten einer anderen Person verzichten, aber ich begehe ein Verbrechen, wenn ich als Politiker einen Vorteil meines Volkes zugunsten eines anderen preisgebe; denn ich verzichte in diesem Falle ja nicht auf einen persönlichen Vorteil, sondern ich schädige die, deren Interesse wahrzunehmen meine Pflicht ist. Ich kann und soll den Glauben und die persönliche Begeisterung für das Gute in allen Menschen erwecken, aber ich bin ein Tor, wenn ich die dauernden, notwendigen Ordnungen des öffentlichen Lebens auf solche Begeisterung allein aufbauen will. Wir können keine Fabrik und keine Schule, keine Stadt und keinen Kreis so leiten, wie sollte es dann bei den tausendfachen unendlich komplizierten Willensverhältnissen des ganzen Volkes möglich sein? Und wie sollte gar das Verhältnis der Riesenorganismen der Großmächte jemals nach den Regeln christlicher Liebe und gegenseitiger Rücksicht geordnet werden? Der Schweizer Theologe Ragaz schreibt: „Das Raubtierverhältnis, das Mißtrauen muß aus den internationalen Beziehungen weg. An Stelle der Machtpolitik muß eine Politik des Dienens, an Stelle der Raubtierpolitik die Menschenpolitik treten, was aber die Aufhebung dessen

wäre, was man bisher Politik zu nennen pflegte". Man kann sich bei solchen Worten leider gar nichts denken. Nur fromme oder auch unfromme Unüberlegtheit oder dann der frevle Plan, im Nebel der Phrasen leichter in fremden Teichen fischen zu können, kann sich zu solchen Urteilen bekennen. Wir Deutsche haben keinen Anlaß, uns für derartige Phantastereien zu erwärmen, denn unsere Tradition stellt uns auf den sichereren Boden der Auffassung Luthers.

Heißt dies nun aber nicht, auf jede Moral im staatlichen Leben verzichten und die Staaten in der Tat als „große Räuberbanden", wie Augustin sagt, als Raubtiere auffassen? Muß nicht hier Macchiavellis Ideal vom Fürsten, der je nach den Umständen als Fuchs oder Löwe auftritt, aber sich immer in den Schleier moralischer Phrasen hüllt, in Geltung treten? Wenn man den leidenschaftlichen Worten, in denen eine solche Kritik auftritt, Gedanken zu entnehmen versucht: so möchte man etwa auf folgende stoßen: Die Absicht des Staates ist unsittlich, denn er befolgt die egoistischen Tendenzen eines Volkes im Gegensatz zur Menschheit. Und seine Mittel sind unsittlich, denn er vergewaltigt die Menschen und nötigt sie dabei zu unsittlichen Taten. Für gewöhnlich denkt man hierbei zunächst an die äußere Politik, aber es gilt genau das gleiche auch von der inneren Politik. Wir wollen versuchen, diese Anklagen zu entgründen, indem wir das Verhältnis von Politik und Moral nach einigen Seiten hin positiv beleuchten.

Vor allem muß das wunderliche Mißverständnis vom staatlichen Egoismus abgestreift werden. Der Staat ist eben kein Ego wie die einzelne Person. Es ist daher auch kein Egoismus, wenn er die Lebensbewegung des Volkes im Gegensatz zu anderen Völkern zu behaupten strebt. Um was er ringt, regt die Arbeit und die Mühe langer Generationen an zu nutzbringendem Schaffen. Die selbstische Genußsucht auf Kosten der anderen, die den Egoismus kennzeichnet, ist also undenkbar in dem politischen Wirken des Staates. Es ist nur ein Spiel mit Worten, hier von Egoismus zu sprechen.

Wir erinnern uns sodann daran, daß es sich bei der Politik um Leitung des Gesamtlebens eines Volkes handelt, das in einem stetigen Werdeprozeß begriffen ist. Hieraus ergibt sich

zunächst, daß die Politik unmöglich allen Individuen oder Gruppen gleichmäßig Glück schaffen kann. Denn was dem einen Glück bringt, gereicht dem anderen zum Unglück. Und in einem großen Entwicklungsprozeß werden naturgemäß die verschiedenen Teile des Organismus bald mehr, bald weniger Lasten tragen. Das bedrückt den einzelnen zeitweilig, auch wenn die scheinbare Unbilligkeit der Lastenverteilung sich für das Ganze allmählich ausgleicht. Das nämliche gilt auch von den einander ablösenden Generationen. Es kann das Dasein ganzer Geschlechter in die Schatten des Winters oder in die hungrige Wartezeit der Aussaat fallen. Sie entbehren und leiden, damit es den Kindern oder Enkeln wohlgehe. Und umgekehrt, das helle Licht, in dem die eine Generation wandelt, wirft dunkle und kalte Schatten auf die nächste Generation. Man kann hieraus entnehmen, wie nichtssagend die Bestimmung des Staatszweckes als „Glück" ist. Der Staat oder die Politik kann sich unmöglich an dem Glück der einzelnen Personen, Gruppen oder auch Generationen orientieren, sondern er kann nur auf die gesunde Gesamtentwicklung des Volkes hinschauen. Er muß Entbehrung, Not und Tod über Personen und Generationen verhängen, um Leben und Kraft des Volkes zu erhalten. Wer das unmoralisch nennen will, der vergißt, daß der Staat nicht die einzelnen Menschen als solche, sondern das Volk als Einheit zum Gegenstand seines Wirkens hat. Und dann, gibt es denn wirklich eine sittlich erziehende Liebe auch dem einzelnen gegenüber, die in jedem Moment nur Angenehmes sagen und tun dürfte?

Wir machen einen Schritt weiter. Das Ziel wie die Mittel der Politik müssen Wirklichkeiten sein. Nicht phantastische Pläne einer allgemeinen Weltbeglückung, nicht ein uferloser Imperialismus, nicht ein phäakenhaft behäbiges Glück dürfen das Ziel der Politik werden. Ihr handelt es sich nur darum, das Leben und die gesunde Kraft der Nation zu erhalten und ihrer Entwicklung die Bahnen zu erschließen. Das Ziel muß den Mitteln proportional sein, daher dürfen die Mittel zu diesem Werk nur innerhalb der gegebenen realen Möglichkeiten gesucht werden. Nicht immer wird der Politiker im Hinblick auf diese Mittel in der Lage sein, vorwärts zu gehen. Es können in der Entwicklung auch Stockungen und Erstarrungen eintreten, die dazu nötigen, die

Ziele kleiner zu nehmen und näher zu stecken. Nachlassen der natürlichen Fruchtbarkeit des Volkes, übermächtige wirtschaftliche Konkurrenz, Kriegsunglück, Erstarkung und Aufstieg der Nachbarn können in dieser Weise wirksam werden. Solch ein Rückzug stellt dem Politiker nach außen wie nach innen die allerschwierigsten Aufgaben. Es ist in der Regel viel schwieriger, den notwendigen Rückzug zu leiten, als das freudige Vorwärtsgehen. Alle solche Möglichkeiten sind aber eigentlich nur verborgene Wirklichkeiten, die dem Auge, das nur einen kleinen Ausschnitt überblickt, verborgen bleiben. Aber der große Politiker nimmt sie um so früher wahr, je mehr er die Gabe der Intuition, die das Wesen des Genies ausmacht, besitzt. Freilich, nicht immer stehen solche Begabungen zu Gebote. Dann gibt es ein Hin- und Hertappen, ein mühsames durch Schaden klug werden.

Aber zu dem positiven Fortschreiten wie zu dem negativen Zurückbleiben kommt immer noch erschwerend hinzu, daß das Objekt des Politikers ein überaus empfindlicher und beweglicher Lebensprozeß ist. Die Lage kann sich plötzlich verschieben, Hindernisse und Förderungen, die nicht vorherzusehen waren, können aufkommen. Deshalb muß der Politiker über die Beweglichkeit und die innere Freiheit von Programmen und Dogmen verfügen, um sein Handeln den neuen Realitäten anzupassen. Nichts vielleicht ist an der englischen Politik so bewunderungswürdig, wie die Geschicklichkeit, jede sich darbietende neue Situation auszunützen.

Der einzige feste Orientierungspunkt der Politik bleibt somit das Leben des eigenen Volkes. Das gilt von der inneren Politik ebenso wie von der äußeren. Fordert es die Lebenseinheit des eigenen Volkes, so müssen innere Änderungen vorgenommen werden. Auch das Leben der Völker bewegt sich keineswegs immer in stetiger Entwicklung, auch hier treten plötzliche Eruptionen auf, ein Herausschleudern bisher verborgener und zurückgehaltener Kräfte. Unterdrückte Evolutionen brechen dann wohl in erschreckenden Revolutionen hervor und in wenigen Jahren werden die Werke von Jahrhunderten zerstört oder werden Stoffe für die Arbeit vieler Generationen gewonnen. Aber auch dann ist an der Einheit der Lebenskraft nicht zu verzweifeln. Die Lebenseinheit bedingt aber auch eine Rücksichtnahme auf die

übrigen Völker, denn sie ist nur in dem Maße gesichert, als sie diesen die Lebensentwicklung nicht abschneidet. Jede gesunde Politik wird daher sowohl den verschiedenen Klassen des eigenen Volkes die ihrer Kraft entsprechende Lebensentwicklung eröffnen als auch den übrigen Völkern ihre Lebensentwicklung nicht verlegen, mag sie sie auch nach dem Maße der wirklichen Kräfte beschränken. Aber diese Rücksichten werden vom Standpunkt der Politik her lediglich unter dem einen Richtpunkt der freien Lebensentwicklung des eigenen Volkes eintreten dürfen. Aber eben deswegen ist keine Politik vernünftig und dauerhaft, die es auf Entehrung, Knechtung und Ausbeutung anderer Völker absieht.

Dies ist der feste Punkt in jeder Politik nach innen wie nach außen. Wie aber dieser Grundsatz auf die gegebene Lage anzuwenden ist, das hängt von der genauen Erwägung dieser unter dem angegebenen Gesichtspunkt ab. Ob man sich etwa für oder wider Demokratisierung, für oder wider Annexionen und Kriegsentschädigungen aussprechen will — das darf nie von irgendeinem vermeintlich moralischen Dogma abhängig gemacht werden. Da hängt die Entscheidung lediglich von der Einsicht in die Lebensnotwendigkeiten des eigenen Volkes und von der Erwägung der gegebenen Realitäten ab. Der Frankfurter Friede ist anders ausgefallen als der Nikolsburger Friede und beide Werke loben ihren Meister. So gibt es nur ein Dogma in der Politik. Es hat formalen Charakter. Handle so, daß die realen Kräfte deines Volkes zu der durch die Wirklichkeit ermöglichten Lebensentfaltung gelangen.

Das ist Realpolitik. Sie ist aber eben als solche nie eine bloße Machtpolitik, sondern sie hat es mit an erster Stelle mit den realen Imponderabilien der eigenen wie der fremden Volksseelen — wie Moral, Religion, nationales Bewußtsein — zu tun. Ist aber die Wirklichkeit der maßgebende Orientierungspunkt aller Politik, dann muß die Politik wahrhaftig sein und die Lüge vermeiden. Man lügt aber in der Politik nicht minder, wenn man an sich reißt, was einem nicht zusteht und was man nicht behaupten kann, als wenn man das preisgibt, was man braucht und was zu behaupten man die Kraft hat. Das ist die Wahrhaftigkeit in der Politik als die Anerkennung der Realität auf physischem wie geistigem Gebiet. Und weil sie die Wirklichkeit

erfaßt, darum ist solche wahrhaftige Politik der Weg zum inneren und äußeren Frieden, während jede die Wirklichkeit verleugnende innere und äußere Politik, sie mag nun zu viel fordern oder zu wenig, immer nur Stoff für neue Unruhen schafft. Wollte man dieser Forderung der Wahrhaftigkeit etwa gegenüberstellen, daß die Politiker doch oft lügen, so wird es genug sein an der Gegenfrage, in welchem Lebenskreise denn nicht gelogen wird. Nicht darum, daß Schmutz und Unrecht sich einer Lebensfunktion anheften, handelt es sich, sondern darum, ob diese so beschaffen ist, daß sie ohne Schmutz überhaupt nicht bestehen kann. Das kann aber von der Politik genau ebenso wenig gesagt werden als etwa vom Handel oder der Industrie, der Landwirschaft oder der Wissenschaft. Und darauf kommt es hier an. Die Politik ist ihrem Wesen nach nicht unmoralisch.

Aber hier stocken wir. Eine Fülle von Einreden erhebt sich. Man verweist etwa darauf, daß schon in das Fundament vieler Staaten ein Stein Unrecht eingemauert ist, oder daß die großen politischen Bewegungen, die zu Verfassungsänderungen führen, so oft mit formalem Unrecht behaftet sind, oder daß der Schwächere bei den Friedensschlüssen nicht selten unterdrückt worden ist. Das alles kann natürlich nicht in Abrede gestellt werden. Aber es beweist an sich doch nur, daß in der Politik wie auch anderwärts Unrecht geschieht, nicht aber, daß Politik Unrecht ist. Im einzelnen werden die Fälle sehr verschieden liegen. Es kann bei einer erzwungenen Verfassungsänderung, materiell betrachtet, das Richtige und Gute geschehen sein, nur daß man formell wider altes Recht verstieß, weil man eben neues einführen mußte. Es kann der Schwächere zurückgedrängt worden sein, weil ihm die Kraft geschichtlichen Lebens, die seine Stellung im Ganzen des politischen Lebens erfordert, abhanden gekommen war. Da kann von moralischem Unrecht nicht gesprochen werden. Anders liegt die Sache, wenn das Unrecht seine zerstörende Kraft fortdauernd offenbart, wenn es dauernde Schädigung des Benachteiligten und fortgesetzte Lebensunterbindung ist. Man denke etwa an die Herrschaft Englands in Irland. Da hat die Weltpolitik, aber auch die Politik des einzelnen Volkes das lebhafte Interesse daran, daß das Unrecht aufgehoben werde und die dazu sich bietende Gelegenheit ist somit wahrzunehmen. Aber wohl in

der Mehrzahl solcher Fälle historischen Unrechts ist dies verjährt. Es kann gar nicht ungeschehen gemacht werden, denn dadurch würde statt Nutzen Schaden, statt Recht neues Unrecht geschehen. Wenn die Wunden vernarbt sind oder am Vernarben sind, soll man sie nicht wieder aufreißen. Wenn sich die neuen Verhältnisse konsolidiert haben, ist es Schaden für alle, die alten künstlich wiederherzustellen. Das ist der sittliche Hintergrund im Rechtsbegriff der Verjährung. Und in dem politischen Leben tritt die Verjährung unter Umständen erstaunlich schnell ein. — Es liegt also nicht im Wesen der Politik, unmoralisch zu sein.

5.

So geht die Politik oder der Staat als ihr Träger den königlichen Weg der Lebenserhaltung und Lebensförderung des eigenen Volkes. Sie leistet gerade in dieser Beschränkung einen sicheren Beitrag zur Förderung des Gemeinwohls der Menschheit. Und hier eröffnet sich nun der Blick auf die positive Beziehung von Politik und Moral und auf die Frage, ob die Politik die Menschen zum Unrecht zwinge. Eines ist uns ja jetzt klar geworden, nämlich daß die Politik die Regeln ihres Handelns nicht der Moral entnimmt. Wo man das behauptet, denkt man entweder an bloßen Schein oder an eine Unwahrheit, die eine corruptio optimi pessima in sich trägt. Demgegenüber besteht die wirkliche Beziehung der Politik zur Moral in folgenden Punkten.

Zunächst schafft erst die Politik die Möglichkeit der Einwirkung der Moral auf ein Volk, denn sie stellt die geordneten und lebenskräftigen Beziehungen her, innerhalb welcher der Mensch fähig wird, moralische Ideale festzuhalten und geltend zu machen. — Sodann kämpfen Politik wie Moral gemeinsam, wenn auch mit ganz verschiedenen Mitteln, wider den gleichen Feind. Es ist der böse selbstsüchtige Trieb in den einzelnen Menschen. Wenn etwa dieser Egoismus das Gesamtwohl dem Wohl der eigenen Person oder Klasse zum Opfer bringt oder wenn er durch willkürliche Beschränkung der Kinderzahl nationalen Selbstmord übt, so ist das für den Zweck des Staates wie für das moralische Ideal zerstörend. Wider den Egoismus gehen

Politik wie Moral an und in diesem Kampf werden sie sich in der Praxis des Lebens immer verbünden. Es gibt keine Moral ohne den Staat, aber es wird auch nie einen gesunden Staat ohne Moral geben. Daher finden wir auch immer in der Geschichte, daß lebensstarke Staaten, die die Kultur zu fördern bestrebt sind, auch Sinn und Interesse für die die Religion und Moral pflegenden Einrichtungen, wie vor allem die Kirchen, haben. Dabei lehrt die geschichtliche Erfahrung, daß Religion wie Moral in dem Maße erstarken und wirksam werden, als sie sich frei aus sich entfalten, dabei vom Staate vielleicht unterstützt, aber nicht verstaatlicht werden.

Aber mehr noch. Nicht selten wird die Politik geradezu sich von Einwirkungen der Moral leiten lassen. Diese Leitung ist, wie wir sahen, nicht eine direkte, als würden die politischen Ziele nach moralischen Motiven gestaltet, sie vollzieht sich vielmehr auf indirektem Wege. Wenn in einem Volke die christliche Sittlichkeit eine reale, das Leben bestimmende Kraft ist, dann kann die Politik gar nicht anders, als mit dieser Kraft in der Gesetzgebung und Verwaltung zu rechnen. Sie macht nicht christliche Gesetze, aber sie macht Gesetze, wie sie für ein Gemeinwesen, in welchem das Christentum eine lebendige Macht ist, erforderlich sind. Nicht direkt, sondern indirekt wirkt somit die Moral auf die Politik ein. Das ist der große Gedanke Luthers und auf derselben Linie hat sich auch die Bismarcksche Politik auf einem ihrer Höhepunkte gehalten. Es ist lehrreich, sich daran zu erinnern, daß Bismarck seine heute von der ganzen Welt bewunderte sozialpolitische Gesetzgebung nur unter dem zähen Widerstand der Vertreter des demokratischen Freiheitsprinzips hat durchsetzen können. Dem entspricht es aber, daß sich seine Begründung dieser Gesetze auf dem Boden der lutherischen Tradition bewegt. Bismarck erkannte, daß die sozialen Ideen der christlichen Moral eine Macht im Volk waren, mochten sie, wie er sagte, in einigen Kreisen auch nur in „fossilem Zustand" erhalten sein. Diese Realität war es, die ihn in rein politischen Erwägungen zu der sozialpolitischen Gesetzgebung trieb und sie zugleich ermöglichte. Hier ist nichts von der christlichen Politik der Bauern und Schwärmer der Reformationszeit, sondern hier handelt der Staat im Sinne Luthers nach rein vernünftigen Er-

wägungen der Zweckmäßigkeit, aber zugleich im Hinblick auf den realen sittlichen Geist des Volkes.

6.

Dieser Gesichtspunkt ist für unser Problem maßgebend. Es gibt Kreise, die in Angst und Sorge darüber sind, daß die christliche Moral die Schrecken des Krieges nicht habe verhindern können. Sie klagen deshalb entweder die Kirche oder den Staat oder auch gewisse ihnen unsympathische politische Gruppen an und werden nicht müde, ihnen die Schuld für den Krieg und seine Dauer aufzubürden. Fast kann es bisweilen darnach aussehen, als wäre es eine Probe tiefer Sittlichkeit und politischer Einsicht, das eigene Nest möglichst ausgiebig zu beschmutzen. Aber auf diesem Wege, der doch wieder nur eine Nachahmung angelsächsischer Methoden, freilich in deutscher Ehrlichkeit, ist, läßt sich nichts erreichen außer einem gewissen „Defaitismus", den doch niemand will. In der Moral handelt es sich um ganz andere Wege, wenn etwas zustande kommen soll. Kämpft um die Herzen der Menschen, erfüllt sie mit heiligem Sinn und gebt ihnen den Schwung einer ewigen Bewegung, und die Menschen werden Mut und Freudigkeit gewinnen, das Unabwendbare zu tragen und das ihrige zu tun, die Not zu mildern! Und dieser Weg wird auch zwar kaum jemals zu einem „ewigen Frieden" führen, vielleicht aber dazu, daß die Staaten weniger frivol und skrupellos, als es in diesem Kriege geschehen ist, in den Krieg eintreten. Dieser Weg wird auch dazu förderlich sein, daß die Unbarmherzigkeit gegen Frauen, Kinder, Verwundete und Gefangene eingeschränkt wird. Und derartiges ist nicht nur inbezug auf den Krieg und seine Nöte zu erwarten, sondern in dem Grade, als echte Moral eine wirksame Realität in dem Leben des ganzen Volkes wird, wird die Politik genötigt sein, diese Realität zu berücksichtigen. Je mehr ernste moralische Menschen es in einem Volke gibt, desto mehr sittliche Persönlichkeiten werden an seiner Leitung beteiligt sein, desto mehr werden die unlauteren Mittel im politischen Kampf schwinden. Das ist ein wirkliches Zukunftsziel, das auch den Kirchen nicht genug eingeschärft werden kann. Man arbeite mit aller Kraft um die Ausbreitung und Vertiefung des religiösen und sittlichen Sinnes.

Wenn die Menschen dann besser werden, wird es in der Welt besser stehen. Das ist ein Ziel, das unendlich viel mehr Erfolg verheißt, freilich auch viel mehr Mühe erfordert, als die wiederauflebenden chiliastischen Gedanken von großen Völkerverbrüderungen mit einem ewigen Frieden. In stiller Arbeit an den Herzen der Menschen fange man an, nicht mit politischen Moralprogrammen auf den Parlamentstribünen oder in den Volksversammlungen. Auch hier soll man mit realen Zielen rechnen. Die Politik bessert die Verhältnisse und eröffnet dadurch die Möglichkeit des moralischen Verhaltens in einem Volk, die Moral bessert das Verhalten der Menschen und stützt und hebt dadurch die von der Politik hergestellten Verhältnisse.

Darüber werden wir jetzt einig sein, daß die Politik nicht unmoralisch ist oder daß weder ihre Zwecke unlauter sind, noch die zu diesen Zwecken erforderlichen Mittel. Aber trotzdem kann von der Politik als solcher nicht gesagt werden, daß sie moralisch ist. Sie erhält das Leben des Volkes mit allen Mitteln, die hierzu geeignet sind. Das ist an und für sich ebenso wenig etwas Moralisches als Kinder zeugen, Handel treiben oder Kranke heilen. Die Politik ist daher nicht als gut oder böse zu bezeichnen, sondern sie kann zweckmäßig oder unzweckmäßig, klug oder unklug, weitblickend oder kurzsichtig sein. Da nun aber eine kluge und weitblickende Politik gesunde Verhältnisse in einem Volk schafft und dadurch indirekt das moralische Leben fördert, wird man eine solche zweckmäßige Politik in ungenauerer Rede wohl als moralische Politik bezeichnen dürfen. Aber an sich bleibt Politik Politik und Moral Moral. Der alte Bismarck hat einmal in sehr lehrreichen Worten zwar für die Moral den kategorischen Imperativ Kants anerkannt, aber zugleich von seinem Wirken erklärt: „wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt: nach welchen Grundsätzen handelst du nun? sondern ich habe zugegriffen und getan, was ich für gut hielt".

Ist nun aber die Politik nicht unmoralisch, aber auch nicht moralisch, so wird doch der Politiker als Persönlichkeit stets moralisch oder unmoralisch sein. Wenn der Politiker in dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das Leben seines Volkes, ohne rechts oder links zu blicken, nach bestem Wissen und Gewissen handelt, so ist dies sein Tun moralisch, der Erfolg mag

ihm hold oder unhold sein. Wenn er dagegen sein Handeln mitbestimmt werden läßt durch die Rücksicht auf seine Popularität, auf die Wünsche seiner Parteigenossen oder auf die Erhaltung momentaner Ruhe unter Verpassung der richtigen Gelegenheit zum Fortschritt, so handelt er unmoralisch. Hier wird man den tieferen moralischen Sinn der Einrichtung verstehen, die die oberste Spitze der Regierung nur Gott verantwortlich sein läßt und die die Minister nicht in die Versuchung bringt, die von dem Parteiminister unabtrennbar ist. Nicht nur Minister oder Generale handeln moralisch, wenn sie in dieser Weise das tun, was die Pflicht gegen ihr Volk ihnen gebietet, sondern dasselbe gilt auch von dem Wirken des jüngsten Soldaten und der letzten Straßenbahnschaffnerin. Es ist eine moralische Tat, daß sie ihre Kräfte der Not ihres Volkes zu Gebote stellen. Nicht die Politik als solche ist moralisch, aber der in der Politik handelnde Mensch, er leite nun oder werde geleitet, kann und soll sein Wirken als Mittel zur Erreichung des höchsten Ideals gestalten und demgemäß in freier sittlicher Liebe ausführen.

7.

Diese Bemerkungen über Politik und Moral müssen aber schließlich noch einer Probe unterzogen werden. Läßt sich in dem Rahmen dieser Staatsauffassung die persönliche Freiheit des einzelnen Individuums behaupten? Nach angelsächsischer Auffassung besteht die Freiheit wesentlich in der Unabhängigkeit des äußeren privaten Lebens von Eingriffen der Staatsgewalt. Dazu kommt noch das Bewußtsein, daß man durch Zugehörigkeit zu der regierenden Partei gewissermaßen an der Volksleitung beteiligt werden kann. Dies Hochgefühl wird aber illusorisch, sobald man die Ohnmacht des einzelnen Wählers der Parteileitung gegenüber erwägt. Vollends leer ist aber jenes Pochen auf die äußere Freiheit vom Staat angesichts der kläglichen Abhängigkeit in den wirklich bedeutungsvollen Dingen des Lebens von der öffentlichen Meinung. Niemand hat diesen völligen Mangel an einer Freiheit, die des Namens wert ist, bei den Engländern so überzeugend dargelegt wie John Stuart Mill in seinem Buch „On the liberty“.

Die deutsche Auffassung kennt eine derartige Freiheit vom Staat nicht. Das bringt gewiß manche Unzulänglichkeiten und Unbequemlichkeiten mit sich. Das bureaukratische System mit seiner Vorherrschaft der geschäftlichen Routine und seinem Glauben an das Übliche dient — zumal im Hinblick auf die leitenden Stellen, die das Neue sehen und schaffen und sich es nicht erst abringen lassen sollen — nicht immer zur Rechtfertigung des Sprichwortes, daß Gott dem auch Verstand gebe, dem er ein Amt gibt. Es laufen auch über unseren Boden noch manche morsche Zäune aus dem alten Polizeistaat. Sie könnten abgebrochen werden, ohne daß irgend etwas darüber zu Schaden käme. Und die zähe Sicherheit des bureaukratischen Systems würde vermutlich sich als fruchtbarer erweisen, wenn für die leitenden Stellen weder die bureaukratische Schulung noch auch die politische Parteizugehörigkeit Vorbedingungen wären, sondern der Reichtum an neuen Ideen und die Tatkraft zu ihrer Durchführung. Aber schließlich handelt es sich dabei um Mängel, die unschwer abgestellt werden können und um Äußerlichkeiten und Kleinigkeiten und wir sollten nicht Engländern und Amerikanern den Gefallen tun, alsbald mit ihnen um die Wette darüber zu schelten. In der Hauptsache, in der Freiheit der moralischen Persönlichkeit haben wir einen weiten Vorsprung vor ihnen. Unser Staat läßt uns bei der Beschränkung seines Wirkens auf gesetzliche Ordnungen einen weiten Spielraum innerer Freiheit, wie die Herrschaft der öffentlichen Meinung bei den Angelsachsen ihn niemals bieten kann. Wir sind nicht frei vom Staat, aber wir sind frei im Staat. In unserer Geschichte ist diese innere geistige Freiheit, wie sie der Auffassung der Persönlichkeit in dem deutschen Idealismus entspricht, immer vielseitiger und tiefgehender zu einer Ergänzung der geschichtlichen Formmacht des Staates geworden. Sie tritt bei uns vielfach in anderen Formen auf wie bei den Angelsachsen oder den Romanen. Aber es ist ungebildet, von allen Bäumen dieselben Früchte zu erwarten. Wie das Leben überhaupt dort am reichsten ist, wo es nicht Abschlüsse und Lösungen zeigt, sondern drängende Spannungen schafft, so ist die Spannung zwischen den objektiven Mächten der Geschichte und den freien Organen ihrer Aneignung, wie sie unsere Geschichte in steigendem Maße begleitet, kein Zeichen des

Mangels, sondern ein Antrieb zu hoffnungsstarker Arbeit mit der frohen Bereitschaft, im rechten Moment zu ändern, was zu ändern ist. Starrer Konservatismus ist nicht deutsche Art.

8.

Der Fragenkomplex, über den wir heute gesprochen haben, wird in den nächsten Jahren sicher oft diskutiert werden. Die großen Kriege lassen einerseits den Wert der Güter, um die sie gingen, steigen, sie erwecken aber auch anderseits im Hinblick auf die Opfer, die diese Güter kosteten, Bedenken an ihrem Wert. So ist es nach dem Dreißigjährigen Kriege gewesen und ähnlich war es auch nach den Befreiungskriegen. So werden auch wir nicht nur eine Steigerung in der Schätzung deutscher Art sowie unserer nationalen Lebenseinheit im Staat erfahren, sondern es wird auch mit Gründen der Moral eine Umbildung der geschichtlichen Grundrichtung unseres Staates sowie eine internationale Verbrüderung empfohlen werden. Und es ist keine Frage, daß man derartige angelsächsische Ideen von auswärts her uns auf das lebhafteste anraten wird. Die Geschichte einer Anzahl maßgebender politischer Ideen von dem 14. bis zum 19. Jahrhundert hat den gemeinsamen Gang durchlaufen, daß sie zunächst in England nach praktischem Bedarf rein empirisch aufgestellt wurden, daß sie dann in Frankreich verallgemeinert und rationalisiert wurden, während dann schließlich Deutschland sie idealisierte und ihre Prinzipien kritisch analysierte. So ist dafür gesorgt gewesen, daß die anglofränkische Ideenentente uns doch nicht allzu unmittelbar ergriffen hat. Wir wollen daher auch jetzt zusehen, daß wir fortschreiten, aber fortschreiten auf der Bahn unserer geschichtlich erworbenen Eigenart.

In dem gewaltigen Kampfe, der die Menschheit heute in zwei Lager zerspaltet, handelt es sich zuhöchst um den Gegensatz zweier ganz verschiedener politischer Systeme und um eine verschiedene Anwendung der Moral auf das öffentliche Leben. Welches dieser Systeme ist stärker, welches gießt mehr Stahl in das Blut und verleiht tiefere Energie dem Wollen? Ist die schlichte persönliche Moral stärker oder ist es die politisierte Moral? Erzeugt der im Staat verkörperte nationale Wille zum Leben die dauerhaftere Energie oder tut es die moralisierte Politik

der öffentlichen Meinung? Das ist der Kern der Frage, wie er gerade in diesem letzten Stadium des Weltringens immer deutlicher hervortritt. Aber die Antwort auf diese Frage darf nicht nur nach den äußeren Erfolgen, die schließlich eine ungeheure Übermacht erlangen mag, gegeben werden. In weit höherem Grade hängt sie von den inneren Kräften und Früchten ab, die die Völker in diesem Ringen erwerben. Die zermürbende seelische Wirkung einer langjährigen Kriegsdauer ist natürlich unendlich viel stärker, wenn der Krieg von einem Volksheer geführt wird als wenn ein Söldnerheer ihn führt. Es ist das erste Mal in der Geschichte, daß diese furchtbare Probe von den Völkern Europas bestanden wird. Da heißt es alle Kräfte der Moral zusammenzunehmen und alle Energie des politischen Wollens zu erwecken, um nicht innerlich in all dem Grauen und Elend zusammenzubrechen oder — was noch schlimmer ist — in dumpfe Stumpfheit zu versinken.

Diesem Zweck möge an ihrem Teil auch die Arbeit unserer Universität in diesem Jahre dienen. Nur ein kleines Häuflein von uns ist übrig geblieben. Die Posaunen der Zuversicht erklingen minder hell als bisher und der dumpfe Klang des Nebelhornes des Trübsinns droht sie zu übertönen. Aber kein äußerer Feind ist so drohend als diese innere Gefahr des Erfrierens. Gott schenke da unserer Jugend warme Herzen und einen starken Mut, daß wir Alten an ihnen warm werden! Ein Sturm wie noch nie seit den Tagen der Völkerwanderung braust über Europa hin — ist es ein Frühlings- oder ein Herbststurm? Aber aus dem Heulen und Pfeifen, dem Ächzen und Wimmern des Sturmes tönt an unsere Herzen und Gewissen eine gewaltige Melodie:

Wachet auf, ruft uns die Stimme
der Wächter sehr hoch auf der Zinne.

. . . .

Wohlauf, der Bräutigam kommt,
steht auf, die Lampen nehmt!

Möge der heilige Ernst der Pflichterfüllung in unserem Beruf und in der treuen Hingabe an das Vaterland wie ein Echo antworten dieser Wächterstimme! Dazu mahnt uns so

mancher großer Meister, der einst bei uns wirkte, von Fichte und Schleiermacher bis auf Treitschke und Wagner. Dazu rufen uns auf die vielen von unseren Brüdern, die ihr Blut auf fremdem Boden vergossen haben. Märtyrer der Freiheit und der Kultur der Welt waren sie, denn noch heute gilt das stolze Wort, das der Mann auf dem Bilde hinter mir soeben auszusprechen sich anschickt: „Es ist kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung".

In ehrfürchtiger Erinnerung an die Großen vor uns und an unsere heimgegangenen Kommilitonen und im heiligen Bewußtsein der Pflicht in großer Zeit lassen Sie uns schließen mit den Weiheworten unseres Dichters:

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
schrittweis dem Blicke,
doch ungeschrecket
dringen wir vorwärts.
Und schwer und ferne
hängt eine Hülle
mit Ehrfurcht. — Stille
ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

. . . .

Doch rufen von drüben die Stimmen der Meister,
die Stimmen der Geister:
Versäumt nicht zu üben die Kräfte des Guten,
hier winden sich Kronen in ewiger Stille,
sie sollen mit Fülle die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen!

II.

Invictis victi victuri.

Rede bei der Trauerfeier für die im Weltkrieg gefallenen Angehörigen der Universität am 24. Mai 1919 im Dom.

Zu einer ernsten Feier haben wir uns heute in diesen dunkelsten Tagen deutscher Geschichte versammelt. Es ist gut, daß es in einem Gotteshause geschieht, wo der Mensch in seiner Ohnmacht auf die Nähe der allwaltenden Macht sich hingewiesen spürt. Vor dem ewigen Gott beugt sich zuerst in dieser Stunde unser Geist. De profundis clamavi ad te, domine. Domine exaudi vocem meam!

Wir denken heute unserer Kommilitonen, Kollegen und Beamten, die der Weltkrieg uns geraubt hat. Der tiefe harte Schmerz, der unser Volk bewegt, liegt auch auf unseren Herzen. Wieviel edelste Kraft, strahlende Lebensfreudigkeit und blühende Hoffnung ist dahingesunken. Jedes Haus fast und jede Gemeinschaft klagt darum.

Aber über solcher Klage wollen wir derer nicht vergessen, die heimgekehrt sind, behütet und errettet, wenn auch vielleicht schwer verletzt. Unser Herz erzittert dabei in ohnmächtigem Schmerz bei dem Gedanken an unsere Brüder, die noch immer in der Gefangenschaft schmachten. Wir grüßen euch, ihr Heimgekehrten und sprechen mit der Freude zugleich den innigen Dank dafür aus, was ihr erlitten und getan für das Vaterland und zu tun bereit seid. Wir strecken euch die Hände entgegen, bereit, euch zu helfen und zu fördern, daß ihr euer Ziel erreicht. Es wird harte Arbeit kosten, denn auf die Höhe des Könnens müßt ihr kommen, mehr denn je eine Generation von Studierenden.

Aber neben diesem Dank wallt in uns empor die innige Erinnerung an die, welche nicht heimgekehrt sind. Verstreut auf dem weiten Erdenrund ruhen ihre Leiber, von dem Euphrat und

der Wüste Arabiens bis hin nach Finnland, und von Belgiens Gestaden bis hin zum Schwarzen Meer. Man muß an den stillen Gräbern auf den Ebenen Belgiens oder in dem Waldesdunkel Rußlands gestanden und mit eigenen Augen die deutsche Treue gesehen haben, die mit armen Mitteln die letzten Ruhestätten der Kameraden ergreifend zu schmücken verstanden hat. Da empfindet man tief die Einheit, die uns mit ihnen verbindet. Edler Samen, verstreut im Sturm durch die weite Welt. Wird er jemals aufgehen, oder wird er verdorren?

Wir hatten für diese Stunde dankbarer Erinnerung einen anderen Hintergrund erhofft, als die Wirklichkeit ihn uns bietet. Zusammengebrochen ist das alte Deutschland in furchtbarem, nie geahntem Sturz. Da hört man es wohl von außen und es klingt im Innern wieder: der Weg unserer Geschichte sei eine törichte Fehlentwicklung gewesen, ihre Ideale nur Idole des Egoismus der Großen. Man redet von der „ehrlosen deutschen Nation": „begonnen mit Unrecht, geendet mit Schande". So droht unsere Geschichte mit allen ihren Idealen befleckt und beschmutzt zu werden. Sollen wir das mitmachen, sollen wir um der Luftwurzeln willen, die heute entstehen und morgen verdorren, die Grundwurzel preisgeben? Wohl wandelt sich das Leben in den Formen und Ordnungen seiner Erscheinung. Wer sieht es nicht und wer lernt nicht allmählich die innere Notwendigkeit solches Wandels verstehen? Aber das Leben muß bei alledem den Lebensquell in sich bewahren, soll es nicht dem Tode verfallen. Der Lebensquell eines Volkes ist aber enthalten in seiner Geschichte. Geschichte auflösen heißt Leben auflösen, Scheinexistenz für Wirklichkeit eintauschen. Diese Gefahr droht unserem Volke in der Erregung und Verwirrung dieser Tage.

Aber wider diese Gefahr besitzen wir ein Gegengewicht, das immer schwerer wiegen wird in der Wagschale des Urteils. Für unsere Geschichte mit ihren alten Idealen, für Deutschlands Ehre und Deutschlands Macht hat unser Fleisch und Blut sein Leben hingegeben. Überall im deutschen Lande, in dem Schloß wie in der ärmsten Hütte, hängen bekränzte Bilder von Zeugen dieser heiligen ewigen Ideale. Mag man noch so sehr anstürmen in Haß und Hohn wider das, was unser Herz als echt und edel verehrte, es wird nicht zusammenbrechen. Es erhebt sich eine

große Schar bleicher Gestalten und hält Wacht vor der alten stolzen Burg. Sie haben nicht Wehr und Waffen. Aber die Todeswunde glänzt heller als das Kleinod in Rolands Schild und das gebrochene Auge dringt tiefer als Siegfrieds Schwert. Unsere Gefallenen halten stille Wacht vor unserer großen Geschichte. Wer wagt es, sie anzutasten? Wem erstarrt nicht das Wort auf den Lippen vor denen, die das Leben hingaben für Deutschlands Ehre und die Reinheit seiner Ideale?

Sie sind schon heute sieghaft in manchem Hause, sie, die nicht mehr da sind. Lassen wir die Jahre über das Land gehen, so wird ihre Macht nur wachsen. Man wird rühmen lernen die großen Taten der Unseren, daheim und schließlich auch draußen. Durch die weite Welt werden die Namen der großen Führer klingen und mit ihnen werden unvergeßlich werden die Taten von Deutschlands Jugend. Singen und sagen wird man von einem Volk, das einer unermeßlichen Übermacht stand hielt trotz der Mangelhaftigkeit seiner Ausrüstung und trotz dem bitteren Hunger daheim. Und dann wird unser Volk wieder lernen, das eigene Bild zu spiegeln in den hellen Quellen der Kraft dieser Jahre, in der Hingabe an das Vaterland, in dem schlichten Gehorsam und in der flammenden Begeisterung für das Deutschland, das doch über alles in der Welt ist. Das hoffen wir in dem Interesse der Freiheit der Menschheit und der Weltkultur, denn sonst ginge unseres Fichte gewaltiges Wort, das er noch heute drüben in unserer Aula predigt, in Erfüllung: „Es ist kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Ihr schützt unsere Geschichte, ihr schwankenden Schatten heimgegangener Helden. Ihr seid Schild unserer Vergangenheit und damit der Quellen unserer Kraft. Nicht auf Schloß und Burg kommt es an. Denn drinnen sprudelt ein ewiger Quell, deutscher Geist und deutsche Kraft. Mag dann die Burg zerfallen und das Schloß versinken, mögen die Hochöfen erlöschen und die Schiffe fremden Räubern dienen, die Quelle wird bleiben, so lange es eine Welt des Geistes gibt.

Aber diese Welt bleibt nur dann, wenn es lebendige Menschen gibt, die in sie eingehen. Geschichte schlägt und heilt, aber sie heilt nur die, die sich von ihren Kräften treiben lassen. Die

Toten mögen noch so Großes geleistet haben, es wird nichts daraus, wenn nicht die Lebenden ihr Werk aufnehmen. Wir aber wollen unsere Helden ehren, nicht nur mit den Lippen und mit Denkmälern, sondern in Leben und Wirklichkeit. Aber wer das will, der muß zurückkehren zu dem Geist, der sie bewegte. Das hat nicht den Sinn, als wenn die äußere Geschichte je wiederkehrte, sie geht immer neue Pfade der Entwicklung. Aber es bedeutet, daß wir das meiden und hassen lernen, was uns zum Zusammenbruch, zu Schmach und Schande, wie sie nie einem großen Volk angetan wurde, führte.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Weihestunde, die Schuldfrage der einzelnen Parteien, Gruppen oder gar Personen aufzurollen. Die Geschichte wird hierüber entscheiden und sie richtet unerbittlich und schließlich auch unbestechlich. Nein, heute fragen wir nach der gemeinsamen Schuld, die uns alle gleichermaßen trifft, wie es dem Ernst der Zeit angemessen ist. Wenn das Grauenvolle geschehen konnte, daß Deutschland in Unehre und Schmach zusammenbrach, wenn seine Söhne dabeistehen und zusehen konnten, wie ihre Mutter Germania am Schandpfahl gepeitscht wurde wie eine schlechte Dirne in einem mittelalterlichen Söldnerlager, dann preisen wir euch selig, die ihr das nicht mitzuerleben brauchtet mit gebundenen Händen. Aber wir alle spüren brennend heiß die Schuld, die auf uns liegt, durch die es so weit kommen konnte. Es geht heute ein ungeheuerliches Bedürfnis, Schuld und Buße zu verkündigen, durch die Welt. Ein Volk wirft dem anderen Schuld vor und fordert von ihm Buße und eine Partei tut es mit der anderen. Es ist nichts Echtes dabei. Echtes Schuldbewußtsein schlägt zuerst an die eigene Brust. Nicht um Fehler oder Schuld unserer äußeren oder inneren Politik, nicht um Recht oder Unrecht der Parteien handelt es sich hierbei, sondern um eine Schuld geistiger Grundrichtung, die uns allen gemeinsam war.

Als unsere junge Mannschaft im August 1914 auszog, da bewegte wohl manchen unter uns die Sorge, ob der alte deutsche Geist noch lebendig und kräftig in ihnen sei. Die Sorge wurde übertönt von dem Ausbruch des Geistes, der gewaltig durch die Lande brauste, von den Heldentaten, die die Welt bewegten.

Und doch, die Sorge kehrte wieder und sie wurde ernster und ernster.

Zunächst machte sich der ungeschichtliche Sinn unseres Volkes geltend. Es ist ja an sich ein fast rührender Zug unseres deutschen Wahrheitssinnes, daß wir einzelnen so ehrlich unsere eigene Meinung glauben vertreten zu sollen, daß wir dabei die geschichtlich mögliche, zum Ziel führende gemeinsame Linie fast immer verfehlen. Die Welt loderte empor in einer gewaltigen Flammengarbe, aber wir meinten, den Brand nur mit den Handspritzen unserer und nur unserer Parteidoktrinen löschen zu dürfen. Darüber zerfielen wir untereinander in der Stunde, da Einigkeit alles bedeutete. Wir hatten viel Geschichte gelernt und waren geübt in allen Künsten der Kritik, von weit her kamen die Menschen, sie von uns zu lernen. Aber von der großen Kunst einheitlichen planmäßigen Aufbaus der Geschichte hatten wir keine Ahnung. Mitten im heißesten Streit fanden wir Zeit, einander zu schelten und auf die Tugenden der Feinde zu bauen. Wir waren „allzu weise und allzu gerecht", und wir sind darüber umgekommen, wie schon der alttestamentliche Weise sagt. Wir hatten auf unseren Kathedern tausendmal die Geschichte als Lehrerin der Völker gepriesen, und wir hatten nichts von ihr gelernt, aber wir lebten dafür in einem Zeitalter „historischen Denkens". Um so größer war es, wie unsere Jugend im geschichtlichen Moment wie instinktiv zu geschichtlicher Kraft sich zusammenfand.

Aber der eigentliche Schade liegt tiefer, viel tiefer. In unserem Leben war eine Verbindung von Interessen und Zielen eingetreten, die uns bisher fremd gewesen war. Wir kamen her aus der Epoche des deutschen Idealismus und waren dann eingetreten in ein Zeitalter des Realismus. Es war unser Stolz und unsere Freude, daß wir die Kräfte beider Zeitalter besaßen. Aber darüber übersahen wir, daß unser Realismus in Politik, Industrie, Handel in immer weiteren Kreisen anfing in einen Materialismus der praktischen Weltanschauung überzugehen. Und dieser Materialismus verdarb uns nicht nur unseren Realismus, sondern höhlte allmählich in immer breiteren Schichten unseres Volkes den Idealismus zur leeren Schale aus. Wir sprachen gern in der Geschichte vom Daseinskampf und meinten, diesen Kampf aus rein materialistischen Motiven erklären zu

können. Das wirtschaftliche Leben mit seinen materiellen Gütern erschien uns immer mehr als der Kern alles geschichtlichen Lebens. Als das Sichere und Wertvolle im Dasein galten weiten Kreisen fast nur noch die wirtschaftlichen Güter. Immer mehr stellte sich die Gesamtanschauung hierauf ein.

Dabei sollten die idealen Tendenzen aber keineswegs aufgegeben werden. Man meinte nur in aller Naivität, sie als die naturgemäßen Blüten und Früchte vom Baum wirtschaftlicher Wohlfahrt pflücken zu können. Den Menschen dachte man sich von Natur edel und gut und sobald erst die wirtschaftlichen Güter ebenmäßig verteilt würden, würden die Menschen, wie man treuherzig versicherte, allenthalben gegen einander gut sein. Mancher Zug aus der großen Zeit unserer idealistischen Epoche war noch lebendig unter uns. Ebenso regte sich noch kräftig das nationale Bewußtsein der Bismarckschen Zeit. Freilich, viel davon war versteinert zur leeren Formel, dröhnendes Erz, klingende Schelle. In weiten Kreisen, zumal der minder Gebildeten, waren auch noch Erbstücke aus der alten Aufklärungszeit wirksam, aber sie waren wie Pflanzen, die man von der Wurzel getrennt hat, dem Abwelken verfallen. Dagegen schlugen immer tiefer Wurzel die Anschauungen der modernen materialistischen Aufklärungsperiode. Die populäre Aufklärung ist immer intolerant, sie gleicht daher jenen Bäumen, die die Wurzeln aller andern Bäume, die in ihren Bereich kommen, zerstören.

So ist es gekommen, daß große Kreise unseres Volkes den Materialismus zum selbstverständlichen Ausgangspunkt ihrer Lebensanschauung machten, trotzdem aber einen gewissen Idealismus beibehielten. Aber der Materialismus verdarb uns die Grundlagen unseres Denkens. Er korrumpierte das starke Persönlichkeitsideal zu engherzigem und habgierigem Egoismus. Er vergiftete die tiefen sozialen Tendenzen der Zeit, und der materialistische Egoismus drängte den Sozialismus auf die Bahn des Klassenegoismus, der sich immer tiefer in dem Denken aller Kreise einnistete. Das Erbe deutschen Geistes, die systematisierende Denkkraft bewährte sich im Organisieren. Aber unter dem Einfluß der materialistischen Anschauung schlug dieses vielfach um in ein den Geist dämpfendes Mechanisieren des Lebens. Man pries immer lauter die Methoden, aber die Ideen fingen an zu ver-

stummen. — In der Wissenschaft wurde allerdings das Bemühen, Idealismus und Realismus zu einer wirklich einheitlichen Weltanschauung zu verschmelzen, wieder kräftiger aufgenommen und der Materialismus als Weltanschauung verlor ziemlich allgemein seinen Kredit. Aber es fehlte viel daran, daß derartige Versuche das Gesamtbewußtsein unseres Volkes schon beeinflußt hätten. Wir waren mit dem großen Problem unserer Geistesgeschichte, wie Idealismus und Realismus zur Einheit zusammengehen können, nicht fertig, als die furchtbare Prüfung des Weltkrieges über uns hereinbrach. Unsere innere Rüstung war genau ebenso unfertig wie die äußere. An dieser inneren Unfertigkeit vor allem liegt es, daß wir zusammengebrochen sind.

Hier muß der Neubau einsetzen, wenn wir unserer Geschichte und unserem Wesen treu bleiben wollen. Nichts wäre verderblicher als der völlige Sieg des Materialismus, und er droht uns heute mehr denn je. Aber freilich läßt sich das Interesse an den greifbaren Realitäten aus dem modernen Leben nicht ausschalten. So wird eine Vereinigung beider Motive die Aufgabe bleiben. Die Not des Lebens treibt zu ihr, die äußere nicht minder als die innere. Aber zurzeit hängt alles daran, daß wir den Idealismus wieder zu einer Macht im Leben unseres Volkes erheben.

Indessen das Wort „Idealismus" ist vieler Deutungen fähig. Lassen Sie mich versuchen, es einfacher auszudrücken, so daß es nicht bloß wie die Anerkennung einer besonderen Philosophie klingt. Das, woran es uns heute fehlt und wonach wir vor allem streben müssen, ist der G l a u b e. Ich meine das Wort hier im allgemeinen und nicht nur in einem besonderen konfessionellen Sinn. Unser Geist ist heute viel zu wenig eingestellt auf das Empfinden und Schauen des Ganzen der Welt in ihrer geistig geschichtlichen Bewegung. Dadurch wird auch unser Wollen und Streben ganz einseitig gebunden an das Einzelne, und Nahe im Leben. Die eigentliche Wirklichkeit ist für die meisten unter uns das Konkrete, Einzelne, die Erscheinung der sichtbaren Welt. Daß aber dies Einzelne und Besondere mit allen seinen Einzelheiten selbst nur Ausdruck einer ewigen Ordnung und einer geistig formenden Lebensenergie ist, die sich im Fluß der Ereignisse erschließt und offenbart — das geht uns nur schwer auf und ein.

Wir sind daran gewöhnt, unser Weltbild mit den kritischen Kräften des Verstandes herzustellen. Und doch ist in uns allen die Sehnsucht und die Fähigkeit zu einer transzendentalen Empfindung der beherrschenden Formgewalt des Daseins vorhanden, wie sie in den tiefsten Erregungen von Wille, Gemüt und Gefühl uns immer wieder in das Bewußtsein tritt. Auf diesem uns innerlich nicht minder als die kritischen Verstandesoperationen notwendigen Wege eröffnet sich uns erst die Welt des Geistes. Sie ist nicht weniger eine Realität als es die einzelnen Dinge sind, sie ist nur eine andersartige Realität. Aber sie ist schließlich die eine unwandelbare Realität, an der dem Menschen erst aufgeht, was groß und gut, was echt und ewig in dem Dasein ist. Wer sie nicht zu erleben vermag, dem bleibt das Höchste verschlossen, dessen Strebeziele bleiben klein, niedrig und unzusammenhängend. Man redet heute wieder in dunkelem Empfinden und heißem Lebensdrang viel davon. So etwa, wenn man den Logos und Eros als die Kräfte unserer Zukunft preist. Aber in diesem Logos pflegt teils zu viel, teils zu wenig Logik und in diesem Eros ein wenig Erotik zu stecken. Doch immerhin mag dieser dunkle Drang als Anknüpfungspunkt brauchbar erscheinen. Wir brauchen Hacke und Spaten für die Lebenswirklichkeit, aber ohne die Wünschelrute heiligen Geistes wird kein wirkliches Leben daraus.

Soll unser Volk wieder zu starkem geschichtlichen Leben kommen, so muß es glauben lernen, wie es schon Goethe verlangt hat. Wer aber von der großen Macht des Lebens bewegt wird, der wird auch in ihren Dienst gezogen. Sein Streben und Handeln gewinnt ein einheitliches Ideal und dadurch dauernden Inhalt. Das heißt aber, daß das ganze Leben einer umfassenden heiligen Pflicht unterstellt wird. Dann aber wird dem Herzen wieder klar der tiefste Unterschied, der durch das Dasein geht, der Unterschied von Gut und Böse. Und an dieser erlebten Erkenntnis zerbricht der lähmende moralische Relativismus, dessen täuschende und verwirrende Kraft — auch sie ist eine Frucht des Materialismus — so verunreinigend auf unser Leben eingewirkt hat. Wo der Mensch mit dem Guten und dem Bösen wie mit gleichwertigen Spielmarken spielt, da wird sein Leben bald zum Spiel, das die Mächte des Bösen mit ihm treiben. Hier müssen wir klar sehen und auch sicher fühlen. Wer beobachtet, wie

dieser Relativismus, wenn er aus den Hörsälen und Salons in die breiten Volksmassen eindringt, zersetzend und vernichtend wirkt, der wird begreifen, daß hier nichts weniger als alles auf dem Spiel steht.

Aufbauen wollen wir in neuen Lebensformen, aber dem geschichtlichen Geist und Sinn unseres Volkes entsprechend. Das ist unsere heilige Pflicht wie den kommenden Geschlechtern so auch den Toten gegenüber, deren wir heute gedenken. Sie haben ihr Leben in den Tod gegeben für ihr Volk, wir sollen unser Leben hingeben zum Leben für unser Volk.

Niemals lag auf einer jungen Generation eine größere, schwerere, aber auch herrlichere Aufgabe als auf euch, meine Kommilitonen. Auf euch als auf die kommenden Führer unseres Volkes wird einst die deutsche Geschichte hinblicken. Von euch vor allem wird es abhängen, ob der Weg zur Höhe oder zur Tiefe führt, ob wir wieder aufkommen oder untergehen. So hart am Rande des Abgrundes hat Deutschland nie gestanden wie heute. Setzt alle Kräfte daran, es zurückzureißen vom Abgrund! So furchtbar und so entscheidungsvoll sind die Tage, daß keiner unter uns fleißig, ernst, fest und fromm genug sein kann. Darum erweckt in euch wieder den Geist des Glaubens, lernt, das Leben einschließen in den heiligen Kreis der schlichten Pflicht, lernt, das Gute lieben und erstreben und das Böse hassen und bekämpfen. Auch im Jahre 1648 stand Deutschland am Rande des Verderbens. Es hat sich damals im Glauben und im Pflichtbewußtsein emporgerafft. Aber es hat über 220 Jahre gewährt, bis es wieder auf die Höhe kam.

Wie es nun kommen wird, wer vermag es vorauszusagen? Wird es wieder Jahrhunderte währen, bis wir erreichen, was wir verloren haben? Wir wissen es nicht. Aber eins wissen wir mit Sicherheit. Verlieren wir den deutschen Geist, so verlieren wir uns selbst und alles. Behaupten wir den Geist unserer Geschichte, so können wir alles wiedergewinnen.

Niedergeschmettert ist die stolze deutsche Eiche. Der Riesenstamm liegt am Boden. Mit Säge und Beil sind sie daran, sich Nutzholz zu machen aus dem Baum unseres Lebens. In die Wurzeln hinein stechen sie mit Bohrern und Feilen und schwatzen dabei von „Gerechtigkeit". Nur armes Strauchwerk

ist stehen geblieben. Wird es wieder emporwachsen zu der stolzen Höhe des alten Baumes? Ängstlich raunen wir mit Tränen in der Stimme einander die Frage zu.

Wir wollen das Unsere tun. Dazu, Brüder und Schwestern, reichen wir einander heute in der Erinnerung an die heimgegangenen Brüder und Söhne die Hand, wir alle zu heiligem Bunde. Und im tiefsten Innern verstummen doch alle Überlegungen des rechnenden Verstandes, die immer wieder zu demselben verzweifelten negativen Resultat führen. Der Geist von oben bewegt uns und leise sprechen wir die Worte, die einst ein gewaltiger deutscher Mensch prägte:

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
und wollt uns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so sehr,
es soll uns doch gelingen.

Wir glauben, trotz allem, was wir sehen und hören, wir glauben an das ewige Deutschland.

Einst werden die armen bleichen Wurzelreiser emporgewachsen sein, dann singt und klingt es wieder in den Wipfeln vom Reich und seiner Herrlichkeit. Dann schwingt der Adler deutschen Geistes sich wieder empor zum weiten Flug über Land und Meer. Und drüben aus Walhalla, wo keine Wunde mehr den Helden schmerzt, klingt freudebrausend ein ewiges Echo herab zur alten deutschen Erde.

Und heute! Der Prophet sagt, als das siebente Siegel, hinter dem das letzte Grauen wohnt, aufgetan wird, „da ward eine Stille in dem Himmel bei einer halben Stunde". Heute sind wir still, denn Gott redet in gewaltiger Sprache. Wer wollte da antworten mit einem armseligen Warum?

Es ist die Stunde der Erinnerung. Wir wollen euch nicht vergessen, ihr heimgegangenen Brüder, so lange unser Tag noch währt. Wir wollen Sorge tragen, daß in Stein und Erz eure Namen auf ferne Geschlechter kommen. Darf ich sagen, wie ich es mir dächte? Im Garten hinter unserer Universität, da sollte unter dem dunkeln Grün heimischer Bäume ein stiller Pfad führen zu einem schlichten Denkmal. Auf Tafeln über Ruhebänken stehen die Namen der Gefallenen, auf heimischem Fels erhebt

sich eine Gestalt, welche unseren Dank und unsere Erinnerung verkörpert. Und auf dem Felsblock mögen die drei Worte stehen: Invictis victi victuri! — Invictis: ein Wort stolzen Dankes an unsere Helden. Victi: ein wehes Bekenntnis unserer Erniedrigung. Victuri: der Ausdruck des Glaubens, daß wir trotz allem siegen und leben — es kann beides bedeuten — werden.

Und nun erheben wir uns von unseren Sitzen. Es gilt der ehrfürchtigen Erinnerung an Deutschlands Stolz, an die Jugend, die den Heldentod zu sterben wußte für das Vaterland.

Hab' und Leben dir zu geben,
sind wir allesamt bereit,
sterben gern zu jeder Stunde,
achten nicht der Todeswunde,
wenn das Vaterland gebeut.

Es senken sich die Fahnen. Es ist der letzte Gruß, den wir euch senden, ihr unbesiegten Helden.

Invictis victi victuri!

III.

Die Universitätsreform im Licht der Anfänge unserer Universität.

Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Universität am 3. August 1919.

Seit ihren Anfängen begeht unsere Universität am 3. August den Geburtstag ihres Stifters, des Königs Friedrich Wilhelm III. Die Universität hat gerade in diesem Jahr einen doppelten Anlaß, an dieser Feier nicht vorbeizugehen. Einmal ist es der Stifter der Universität, der das unvergeßliche und unvergessene Wort zu Memel gesprochen hat: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Nie seit den Unglückstagen von 1806 und 1807 hat die Universität so viel Grund gehabt, den tiefen Ernst des Wortes zu überlegen, wie in diesem Jahr. Zum anderen aber mahnt die Erinnerung an den Ursprung unserer Universität uns daran, daß sie geboren ist unter dem Zeichen der Reform. Die Universitätsreform ist aber heute wieder in weiten Kreisen zu einem Schlagwort geworden, das des Eindruckes auf breite Schichten unseres Volkes nicht verfehlt. Je mehr das der Fall ist, um so lebhafter empfinden wir den Anlaß, im Lichte der Anfänge unserer Universität dem Gedanken der Universitätsreform nachzugehen.

1.

Die deutschen Universitäten haben einen doppelten Zweck, demgemäß kann auch die Reform der Universität in doppeltem Sinn verstanden werden. Einmal dient die Universität als Lehranstalt der Vorbildung auf gewisse Berufe, deren das öffentliche Leben bedarf. So angesehen, besteht ihre nächste Aufgabe darin, gesicherte Kenntnisse nach ihrem inneren Zusammenhang in einem

bestimmten Umfang verständlich und eindrücklich zu überliefern. In dieser Hinsicht hätte es die Universitätsreform mit einer Erweiterung oder einer Reduktion dieser Kenntnisse, mit einer Revision der Methoden ihrer Überlieferung und mit einer Reorganisation ihrer Ordnungen als Lehranstalt zu tun. Aber die deutschen Universitäten haben sich seit mehr als einem Jahrhundert grundsätzlich wenigstens nie auf die genannte Aufgabe beschränkt. Sie haben vielmehr vor allem von ihren Lehrern verlangt, daß sie auch als Forscher ihr Leben in den Dienst der Erkenntnis der Wahrheit stellen, und daß sie demgemäß ihren Hörern nicht nur richtige Resultate und gesicherte Methoden beibringen, sondern sie in einen neuen Lebensstand oder in eine neue Existenz zu versetzen streben. Von seinem Leben soll der Professor seinen Hörern etwas mitteilen und sie dadurch in die drängende Not und die quellende Kraft, in das tiefe Streben und die innere Freudigkeit geistigen Lebens hineinziehen.

Auf diesem Gebiet hat die deutsche Universität die Quellen ihrer Kraft gesucht und gefunden. Hier haben die Reformen eingesetzt, die des Namens wert waren. Und von hier aus haben sich alle Veränderungen der Methoden des Unterrichts leicht und beinahe von selbst ergeben. Aus diesem Quell ist aber auch alles das hervorgegangen, was den Universitäten für das geistige Gesamtleben der Nation zu leisten gelungen ist. Nicht das begründete ihre Größe, daß sie für allerhand praktische Berufe junge Männer mit zureichenden Kenntnissen ausrüsteten, sondern das war es, daß ihnen Kinder geboren wurden mit sehenden Augen für die Wahrheit und mit heißen Herzen für die Probleme des Lebens, geboren aus dem Geist und bereit, dem Geist ihr Leben zu freiem Dienst zu weihen. Gewiß ist das nicht allen und ist es auch nicht an allen gelungen. Wer dürfte das erwarten? Wer aber die Geschichte unserer Universitäten als ein Ganzes überschaut, der wird nicht in Abrede stellen, daß ein breiter Strom geistigen Lebens mit seinem Ernst und mit seiner Freiheit von ihnen sich in das Gesamtleben unseres Vaterlandes und der ganzen Welt ergossen hat.

Dies ist aber der entscheidende Punkt. Hier muß eine Reform einsetzen, die wirklich etwas bessern und die Kräfte der Universitäten steigern soll. Wollte man dagegen, vielfach herrschenden

Tendenzen unserer Tage folgend, durch neue Organisationen, durch Berücksichtigung der politischen Bedürfnisse, durch Mehrung der Einkünfte und Erweiterung der Rechte der Personen den Universitäten zu helfen versuchen, so würde damit im ganzen wie im einzelnen doch nur wenig gewonnen werden.

Wenn man sich die mannigfachen Erörterungen vergegenwärtigt, die der Gründung unserer Universität vorangingen, so waren sie allesamt an dem Reformgesichtspunkt orientiert. Dabei liegt aber ein interessanter Unterschied vor. Ein mäßiger Geist, wie es der spätere erste Rektor unserer Universität, der Jurist Schmalz, war, hat seine Einsicht in der Kritik der überlieferten Form der Universität erschöpft. „Nur liberale Formen, nur kein Magnificus, keine Jurisdiktion, keine Zunft unter dem Namen Fakultät.“ Er wollte dafür Klassen haben mit Direktoren und einem Kurator an der Spitze. Der Name Universität erschien ihm bedenklich und die Bezeichnung Professor fraglich, die außerordentlichen Professoren sollten Assessoren heißen. Die Prüfungen und Gebühren sollten reformiert werden. Kräftige Schmähungen des bisherigen Betriebes rahmten das Bild ein.

Wie verschieden von dieser Kritik sind dagegen die Punkte, auf welche die führenden Geister das Gewicht legten. F i c h t e dachte an ein Reich des Geistes, das von dem Zentrum der Universität her erbaut werden sollte. Die Philosophie, und zwar die seinige, sollte die Gesamtarbeit beherrschen. In enger Gemeinschaft und in unmittelbarer Zusammenarbeit sollen nach dem Muster der platonischen Akademie Lehrende und Lernende zusammenleben. Sie tragen eine gemeinsame Uniform und bilden den Orden der Regularen, denen sich Novizen anschließen. Aus dem Kreise der Regularen gehen die künftigen Leiter der Staatsämter hervor. So soll der Geist sich neue Formen schaffen, und durch deren Vermittlung soll das ganze Leben der Nation mit philosophischen Triebkräften durchdrungen werden.

Wieder andere Wege ging der fraglos klügste Kopf, der sich um die Reform der Universitäten damals bemühte, der Theologe S c h l e i e r m a c h e r, dessen Ideen schließlich maßgebend geworden sind für den Aufbau unserer Universität. Er will alle gegebenen Formen erhalten, Rektor und Senat, Fakultäten und studentische Freiheiten, Vorlesungen und Seminare, akademische

Würden, Prüfungen und Dissertationen. Mögliches und Erreichbares schwebte ihm vor. Aber alle diese Formen sollten Mittel werden eines ganz Neuen. Nicht Einzelkenntnisse mitzuteilen, erscheint ihm als Hauptsache, sondern das Lernen soll gelehrt werden. Selbständige, frei erworbene Erkenntnis soll das Ziel der Universitätsbildung sein.

Es ist bewunderungswürdig, wie sicher hier das Wesen des geschichtlichen Fortschrittes im geistigen Leben erfaßt ist. Auch Schleiermacher erkannte mit scharfem Blick die Schäden und Mängel. Aber er wußte auch, daß nichts geändert werde durch Einschiebung neuer Kulissen, sondern daß alles auf die Erweckung neuen Lebens ankomme. Aber neues Leben erwächst in der Regel nur in dem Rahmen der gegebenen Formen und es selbst soll, wenn es kräftig ist, die alten Formen weiten und, wo nötig, auch sprengen. Und so war es wirklich. Die Fehler der alten Universitäten wurden natürlich der äußerlichen Betrachtung sichtbar in den Formen ihrer äußeren Verfassung. Aber die Fehlerquelle lag nicht in diesen an sich sehr dehnbaren Formen, sondern in dem Geist, der sie bewegte. Es war der alt und stumpf gewordene Geist der Aufklärung mit seinem Aberglauben an den Verstand der Verständigen und mit seinem philiströsen Sinn für die Nützlichkeit und praktische Brauchbarkeit, der dann auch den wissenschaftlichen Unterricht nach den Maßstäben des Examens und des alltäglichen Berufsbedarfes regelte. Dieser Geist herrschte vielfach an den Universitäten, waren die akademischen Lehrer doch nicht selten Männer, die in ärmlicher Lage an äußerem Gewinn hingen und den Mangel an innerem Schwung schlecht hinter ehrwürdigen alten Formen und pedantischem Einzelwissen verbargen. Im übrigen waren die Urteile über sie so einseitig und ungerecht, wie sie fast immer von den Anfängern neuer Richtungen über absterbende Bildungsepochen abgegeben werden. Man denke etwa an die Urteile der Humanisten über den scholastischen Universitätsunterricht.

Aber über die Bildungsziele der Aufklärung war der Geist Kants und Fichtes, Schleiermachers und Humboldts, Goethes und Schillers hereingebrochen. Die Empfindung des freien persönlichen Lebens verband sich mit dem Streben, ein Reich von Geistern zu begründen und mit dem neuerschlossenen Blick für

die formenden Kräfte ewiger Ideen und Ideale in dem Strom der endlichen Dinge und ihrer Entwicklung. Indem der Geist seiner persönlichen Eigenart inne wurde, erkannte er sich zugleich als bestimmendes objektives Prinzip der Weltentwicklung. In mannigfachen Ansätzen brach das neue Reich des Geistes hervor, hinreißend und unwiderstehlich. Als Träger einer neuen Epoche begehrte es auch bei den Universitäten Einlaß. So lange die Stätten der höchsten Bildung von diesem Geist nicht durchdrungen waren, so lange erschien es als eine heilige Aufgabe, dies alte Strombett des Geistes zu regulieren, damit die Wasser des Geistes sich frei in dasselbe ergießen konnten. Das war der Sinn der Universitätsreform, wie sie damals vielen vorschwebte. Die allgemeine Tendenz auf Reform des öffentlichen Lebens, die seit Beginn des Jahrhunderts sich in dem preußischen Staat immer fühlbarer geltend machte, kam diesem Streben entgegen. In diesem Sinn hat dann Humboldt sich bemüht, durch die Berufung der besten erreichbaren Kräfte an unsere Universität sie zur Hochburg des neuen Geistes zu machen.

Das war also die Lage bei der Entstehung unserer Universität. Die neue Epoche des geistigen Lebens nahm immer deutlichere und kräftigere Formen an, aber sie formte sich außerhalb der Universitäten. Es gab eine tiefere und echtere Bildung in der Nation, als man sie an den Universitäten finden konnte. Und diese wehrten sich wider den neuen Geist, wo immer er bei ihnen Eingang gefunden hatte. Es war eine Lage, ähnlich jener, als einst im 13. Jahrhundert die Universitäten sich sträubten, ihren augustinischen Platonismus durch die neue Lehre der Aristoteles verdrängen zu lassen oder wie zu Ausgang des Mittelalters, als umgekehrt der scholastische Aristotelismus sich weigerte, dem Platonismus der Renaissance den Platz zu räumen.

2.

Indessen, wo dieser Kampf zwischen dem neuen und dem alten Geist angeht, ist er entschieden, ohne daß irgend welche äußeren Machtmittel zur Anwendung gelangen. Im Gegenteil, sie pflegen die Entscheidung nur hinauszuzögern. Befindet sich heute die deutsche Universität etwa in einer solchen Lage? Wer hört oder liest, mit welcher Leidenschaft von manchen Seiten her

ihre Reform verlangt wird, kann meinen, diese Frage müßte bejaht werden. Indessen zuvor muß sie doch vor allem nüchtern und ohne alle Vorurteile geprüft werden.

Wir haben einen großen politischen Umschwung erlebt. Wir sind aus einer Monarchie zur Republik geworden. Eine neue Verfassung stellt unser gesamtes Staatswesen auf die breiteste demokratische Grundlage. Die Stimme der großen Volksmasse oder doch ihrer jeweiligen Führer ist in dem öffentlichen Leben maßgebend geworden. Die Weltrevolution, die mit dem großen Kriege einsetzte, hat in Deutschland die tiefsten untilgbaren Spuren hinterlassen. Damit scheint nun aber die materialistische Geschichtsauffassung, die als stärkster Hebel der Revolution gedient hat, auf lange hinaus bei uns zu triumphieren. Man versteht es, daß nicht nur „Novembersozialisten", sondern auch sonst mancherlei kluge und minder kluge Leute mit ihr zu paktieren suchen.

Freilich, wir haben damit das Neue in der gegenwärtigen Lage keineswegs erschöpfend berücksichtigt. Wirksame Kraft hat das Neue bisher wesentlich nur in der Form der Negation gezeigt. Der negativen Macht geht eine ungeheure positive Ohnmacht zur Seite. Es ist Auflösung aber keine Integration. An Wünschen und Hoffnungen, an Plänen und Verheißungen fehlt es nicht. Aber nichts Imponierendes, Ungemeines, Einheitliches, Sieghaftes unterwirft die Seelen diesem Neuen. Kein überlegener Geist prägt eine Formel, der man sich fügt, weil man innerlich nicht anders kann. Noch immer vermag das Neue sein Recht durch keinen anderen Gedanken zu erweisen, als den, daß das Alte schlecht gewesen sei. Aber folgt daraus etwa, daß das Neue gut ist? Neu ist es, aber es ist kein neuer Geist, denn Geist ist positiv wirksame, Ideale schaffende Kraft.

Man muß diese Lage in ihrer ganzen Trostlosigkeit erfaßt haben, nicht um über sie zu schelten, denn das ist hier billig, sondern um zu arbeiten. Wir leben nicht nur unter einem verzweifelten wirtschaftlichen und politischen Druck, sondern wir leben in einer geistigen Krisis, deren Lösung niemand abzusehen vermag. Ein Krater hat sich geöffnet, dessen Ränder in rasender Eile abbröckeln und von dem unergründlichen Schlund verschlungen werden. Und ungezählte Massen unserer Volksgenossen stehen

dabei und sehen zu, als ginge es sie nichts an. Es ist als hätten alle mit dem Grauen zu Nacht gegessen, sodaß sie darüber abgestumpft sind. Man denkt an das Wort: „Gleich wie sie waren in den Tagen vor der Sündflut, sie aßen, sie tranken, sie freiten und ließen sich freien bis an den Tag, da Noah in die Arche ging; und sie achteten es nicht, bis die Sündflut kam und nahm sie alle dahin". Und das Grauen wächst nur, wenn hier und da Stimmen durch die Luft schwirren, die die „Errungenschaften" dieser Tage preisen oder wie Träumende Morgenrot zu sehen erklären.

Was dieser Zeit fehlt, ist der Geist. Das ist der Unterschied unserer Lage und der unserer Vorfahren zur Zeit der Gründung unserer Universität. Damals umbrauste ein gewaltiges neues Geistesleben die Universitäten. Man brauchte bloß Türen und Fenster zu öffnen und es drang hinein bis in die innersten Räume. Heute gähnt vor uns das Chaos. Sollen wir eine Reform erleben, so ist sie heute wenigstens nicht von außen zu erwarten, sondern wir selbst müssen sie erst erarbeiten und durchführen. Aber die geistige Reform wird nie erreicht durch Mehrung und Verbesserung der Kenntnisse, sondern durch die Konzentration der Erkenntnis und der Erkenntnisse in einer einheitlichen beherrschenden Idee, die umfassend genug ist, um zugleich dem gesamten Leben ein neues Strebeziel zu geben. Nach einer solchen Idee, die als ein historischer Imperativ das gesamte geistige Leben unterwirft und leitet, seufzt im Grunde genommen unser ganzes Zeitalter mit Einschluß derer, die alle Ideen zu verachten sich den Anschein geben. Aber eine solche allumspannende Idee, so neu immer sie sein mag, wächst nur aus der Geschichte hervor, oder die Ansätze zu ihr fallen nicht heute oder morgen vom Himmel, sondern schlummern unbeachtet irgendwo dem Leben der Vergangenheit. Die Idee ist das Kind der Vergangenheit und der Herr der Zukunft. Das ist ihr Geheimnis und ihre Kraft. Sie gleicht nicht dem eisernen Ring, den man von außen her um einen morschen Baum tut, sondern dem neuen Jahresring, der aus dem Leben des Baumes selbst hervorgeht und dies Leben festigt.

Aber gerade an dieser lebendigen geistigen Synthese fehlt es unserem Zeitalter. Wie anders stünden wir heute da, wenn

wir sie besäßen. Wir haben die soziale Idee gehabt. Sie war Gemeingut des deutschen Volkes geworden wie einst etwa die naturrechtlichen Gedanken alle Kulturelemente zur Einheit zusammenfaßten. Ethik und Geschichte, Kirche und Staat waren von der sozialen Idee ergriffen, und ein großer Teil der gebildeten Welt stand hinter ihr. Das war etwas Großes, das dadurch nicht klein wurde, daß man im Interesse der Parteiagitation es möglichst herabsetzte. Man hat es aber auch in diesen Tagen nicht verstanden, diese Idee zum Einigungspunkt zu machen. Im Gegenteil, indem man sie zur Begründung einer neuen Klassenherrschaft mißbrauchte, durchschnitt man ihr die Sehnen. Wir hätten vor unseren Feinden einen gewaltigen Vorsprung, wenn wir alle, Vertreter der Hand- wie der Kopfarbeit, uns in der Einheit dieser Idee gefunden hätten.

3.

Aber trotz allem zweifle ich nicht daran, daß unter den Einigungspunkten, nach denen wir streben, die soziale Idee eine hervorragende Stelle einnehmen wird. Das ist freilich nicht so zu verstehen, als sollte etwa die Universität hinfort ihre Tore allen öffnen und auf jede besondere Vorbildung verzichten oder sich in eine Art Volkshochschule verwandeln. Das würde nur bedeuten, daß sie sich ruiniert und die dazu, welche sich ihr anvertrauen. Je ernster die Aufgaben sind, die die Zeit stellt, desto strenger wollen sie angefaßt sein und desto mehr soll die Universität sich wehren gegen den Einzug derer, die es im besten Fall nur zum Dilettieren bringen. Das gilt, wiewohl die Universitäten andrerseits gern bereit sind, umfassender als bisher, indirekt aber auch direkt an der allgemeinen Volksbildung mitzuarbeiten. In diesem Zusammenhang mag noch hervorgehoben werden, daß wie bisher nach Ausweis der Statistik, so auch in Zukunft Söhne und Töchter aller Stände an der Universität willkommen sind. In der Universität als einer geistigen Republik haben von altersher die Standesunterschiede bei Schülern wie Lehrern nicht gegolten. Nur die geistige Tüchtigkeit weist auf ihr den Rang an. Dabei soll es auch in Zukunft bleiben.

Wenn aber die soziale Idee auch in der Universität der Zukunft nach Lage der Dinge einen geistigen Konzentrierungs-

punkt finden wird, so soll diese auch hierbei die Wege gehen, die ihrem Wesen angemessen sind. Nicht der eitle Trieb nach Zeitgemäßheit oder ein Druck von oben oder unten soll sie dabei bestimmen, sondern das Bestreben, ein Ideal zu erkennen und sicher zu erfassen, das die Wirklichkeit des Lebens, wenn auch zunächst in unruhigen Fieberzuckungen, in steigendem Maß durchdringt. In dem ungeheuren Kampf dieser Jahre hat auf der ganzen Linie der imperialistische Kapitalismus gesiegt. Das Land, das den ausgebildetsten Sozialismus besaß, ist erlegen. Daß die Zukunft der Welt zunächst dem Kapitalismus gehören wird, scheint sicher zu sein. Welche Fülle von neuen Problemen ist gerade für uns Deutsche in dieser Konstellation beschlossen! Es sind nicht in erster Linie rein theoretische Probleme, sondern es sind Fragen, die aus dem erregten Gesamtgeist des Volkes emporsteigen, noch nicht scharf formulierte Fragen, sondern die innere Aufregung, die zu Fragen hindrängt. Soll die Wahrheit der sozialen Idee der Welt erhalten bleiben, so haben die deutschen Universitäten dabei einen hervorragenden Dienst zu tun. Denn das hängt nicht an dem Erfolg oder Mißerfolg der glücklichen oder unglücklichen Versuche von heute und morgen, zu „sozialisieren", oder an der „Diktatur des Proletariats", sondern an der synthetischen Kraft sittlicher Motive und an der klaren Erkenntnis der geistigen Idee. Hier liegt ein Gebiet vor, auf dem Deutschland in der Kraft seines alten Idealismus wieder die Führung übernehmen soll, und an dessen geistiger Durchdringung die Universitäten in hervorragender Weise beteiligt sein werden.

Die soziale Idee ist keineswegs gebunden an diese oder jene Staatsform. Aber auch die Frage nach der Bedeutung des Staates für das nationale Leben und nach einer der Bewegung des letzteren entsprechenden Staatsform wird die Arbeit der Universität in den nächsten Jahren auf das tiefste mitbestimmen. Daß ein Volk, das von einer großen und eigenartigen Geschichte herkommt, sich auf die Dauer nicht mit politischen Lebensformen begnügen kann, die einer armseligen Nachahmung schlecht verstandener fremder Ideen oder der Ausnutzung jeweiliger politischer Konjunkturen entstammen, liegt auf der Hand. So lange die deutsche Eigenart nicht erstorben ist, wird daher die Frage nach

dem deutschen Staatswesen den Geist des Volkes im Innersten bewegen. Das wird auch die Wissenschaft der Geschichte wie des Rechtes zu immer neuen Fragestellungen und Ansätzen der Erkenntnis anregen. Eine Fülle von einzelnen Beobachtungen und Erkenntnissen wird sich dabei herausstellen, aber zugleich wird gerade diese Fülle zum Kampf um die synthetische Idee treiben, an der Wissenschaft wie Leben in gleichem Maße interessiert sind. Wir waren daran gewöhnt, entweder die Kräfte der Gegenwart für den Stoff anzusehen, der von der Tradition der Vergangenheit die Form empfängt, oder umgekehrt das Erbe der Vergangenheit als den Stoff zu betrachten, dem die Kräfte der Gegenwart die Form verleihen. Ersteres nannten wir konservativ, letzteres liberal. Dort sind die Jungen um der Alten willen, hier die Alten um der Jungen willen da. Nun verblaßt aber dieser Gegensatz angesichts des Versuches, die bestimmende Kraft des geschichtlichen Faktors überhaupt auszuschalten. Aber er verblaßt nur, um die gemeinsamen Kräfte zur Einheit zusammenzufassen und eine neue geistige Einheitsfront zu bilden. Indessen zurzeit gibt es keine Dogmen und Methoden, um die neuen Fragen scharf zu bilden und sicher zu beantworten. Doch das Suchen und Fragen wird sich bald regen, und Volk und Wissenschaft werden gemeinsam und doch auf verschiedenen Wegen dem gleichen Ziel nachstreben, nämlich die gestaltende geschichtliche Idee in der Fülle der Erscheinungen zu erkennen und zu erfassen.

Blicken wir auf das Gebiet des religiösen und kirchlichen Lebens, so starrt uns auch dort die Frage der Sphinx entgegen. Durch die Trennung der Kirche vom Staat sind Fragen aufgerollt, deren Gewicht wir erst jetzt ganz empfinden. Es sind Fragen der Verfassung, aber es sind auch alle die Probleme, die sich an den Gedanken der Volkskirche schließen. Jeder, der für diese Dinge Verständnis hat, sieht die Schwierigkeiten, wie in den neuen Verhältnissen der Kirche ihre alte volkstümliche Stellung erhalten werden kann oder wie die religiösen und sittlichen Ideen für die neue Welt wirksam und eindrücklich zu gestalten sind. Es ist nichts getan damit, daß man diese Macht, die unsere Geschichte durch die Jahrhunderte auf das tiefste bestimmt hat, verlacht oder ignoriert, wie es Art der Halbbildung — sie reicht

auf diesem Gebiet erstaunlich hoch empor — ist. Man wird auch nichts erreichen durch Sozialisierung des Christentums unter Ausstoßung seines religiösen Kernes. Durch alle solche Versuche wird man nur eine Fanatisierung und Politisierung der Religion zustande bringen, die für die Religion nicht minder als für Staat und Kultur eine Gefahr ist. Meint man die innerlichen Kräfte des evangelischen Christentums unterdrücken zu sollen, so wird man die Macht der Religion, deren man auf die Dauer nicht spotten kann, in anderen Formen zu spüren bekommen. Man sieht, auch hier brandet ein Meer von Fragen an die Gestade unserer neuen Welt. Gäbe es keine theologischen Fakultäten, man müßte sie angesichts dieser Fragen erfinden. Aber auch das wird heute jeder, der die Dinge sieht, wie sie sind, zugestehen, daß die wissenschaftlichen Probleme der Theologie sich keineswegs in der Religionsgeschichte erschöpfen. Nicht darum, daß etwas einmal war, handelt es sich, sondern darum, daß etwas heute ist, das den Strom der Entwicklung mitbestimmt.

Wir denken schließlich an die Grundfrage der allgemeinen Weltanschauung. Der Materialismus wird immer bewußter von der Wissenschaft als Weltanschauung aufgegeben. Erkenntniskritik und historische Forschung haben in der Hinsicht Großes geleistet. Aber auch in der Naturwissenschaft sehen wir das Urteil sich durchsetzen, daß die naturwissenschaftlichen Methoden zwar unendlich viel Rätsel gelöst haben und noch lösen werden, daß aber die Art der Ordnung des geistigen Lebens aus dem Bereich dieser Methoden herausfällt. Fragt man nun aber nach einer neuen Philosophie, die die gesamte so ungeheuer erweiterte Erkenntnis des geistigen Lebens in die Einheit beherrschender Ideen zusammenfaßt, so begegnen uns zwar große Baupläne und mannigfache Ansätze, aber es fehlt uns doch bisher an der großen Synthese einer umfassenden Idee und eines anerkannten Ideals. Wie auf allen Gebieten, die wir gestreift haben, so wäre es auch auf unserem lächerlich, die bisherige Arbeit als unfruchtbar gering zu schätzen oder alle Bücher der letzten Generation zu verbrennen. Wir haben in ihnen vielmehr Vorarbeiten zu erblicken, in denen immer deutlicher eine tief empfundene Aufgabe und die Ahnung und Sehnsucht nach ihrer Lösung emportaucht. Das gibt uns die frohe Hoffnung, daß auf ein Zeitalter kritischer Analyse und

Reproduktion der Ideen auch wieder eine Zeit der synthetischen Produktion folgen wird. Es wird uns nicht die absolute Wahrheit bringen, aber es wird den Sinn für sie und das Ringen nach ihr neu beleben.

4.

Man kann diese Erwägungen auf alle Wissensgebiete und Denkmethoden ausdehnen. So viel ich sehe, wird man überall Ähnlichem begegnen. Das Chaos gähnt vor uns und es zwingt uns zum Blick auf das Ganze, zur Frage nach seinem Sinn, zum Suchen nach den leitenden Formen der geistigen Integration des Lebens. Bald wird es sich auf allen Gebieten des Forschens regen nach dieser Richtung hin. Gesicherte kritische Methoden machen einerseits mißtrauisch gegen die Spekulation. Aber anderseits gewähren sie auch die Sicherheit, daß es nicht bloß Ikarusflügel sind, die dem Geist zu seinem Flug gegeben sind. Wir fordern keine neue Wissenschaft, wie es bisweilen in pueriler Verkennung der Arbeit einer Generation von Gelehrten geschehen kann. Diese Arbeit ist wahrlich nicht umsonst gewesen, und angesichts der großen Krise, die über uns hereingebrochen ist, wird es sich jetzt erst zeigen, was wir ihr an gesicherten Resultaten verdanken. Zwar wird es nicht die allgemeine Erschütterung unseres gesamten Daseins sein, die die neuen Ideen erzeugt. Aber der Geist, der von dieser Erschütterung ergriffen wird, wird in der Dialektik seiner Entwicklung ihren Sinn erfassen und sie seiner formenden Gewalt beugen. Wir wünschen nicht einen Bruch in unserm geistigen Leben, der das Chaos um uns auch in uns verlegte. Je fester wir uns auf den Boden unserer eigentümlichen geistigen Art stellen, desto fruchtbarer und gewisser wird unser geistiger Fortschritt sein. Darüber kann im Ernst kein Zweifel obwalten, daß sich die Akademie nicht von der Agora Methoden oder Resultate vorschreiben lassen kann, sonst geht es beiden wie den Blinden, die einander leiten wollen und daher beide in die Grube fallen. Und auch das ist gewiß, daß unserer Arbeit nichts so schädlich wäre, als wenn sie sich einsperren ließe in den Geist der „grauen Internationale", wie Lagarde sie nannte, das heißt in jenes trübe Gemenge von Gemeinplätzen und Schlagwörtern, das wohl als internationale liberale Bildung verherrlicht wird.

Und mit dieser wollen wir uns auch fernhalten jene verruchte Geistreichelei, die alles besser weiß, die alles kann und alles hat, nur nicht den Geist, der frei, aber nicht frech macht, und auch nicht die heilige Ehrfurcht, die sich vor dem, was wahr und recht, groß und gut ist, beugt.

So glauben wir nicht, daß unsere Universitäten wie Dornröschen schlafen werden, während die Welt in Flammen steht. Der Geist, der in ihnen lebt, steht immer noch hoch auf der Zinne, sein Wächtersignal wird nicht lange auf sich warten lassen. Hier in den unerschöpften inneren Kräften der deutschen Universitäten wird die Reform einsetzen, nach der man ruft. Nicht eine Reform von der Art, daß man die alten Wege vergrasen läßt und neue Pfade über Stock und Stein sucht, sondern eine Reform, die die Wege verbreitert und erhöht angesichts neuer Ziele und Aufgaben, die sich dem Geist erschließen. Und nicht eine Reform in dem Sinn, als könnte sie von außen her gemacht und angeordnet werden, sondern eine Reform, die aus dem Gesetz des Geistes mit innerer Notwendigkeit frei hervorgeht. Eine Reform des innerlich notwendigen Fortschrittes, nicht der Rückkehr zu irgendwelchen früheren Ideen. So, in dem alten Geist, der einst über den Anfängen unserer Universität waltete und der ein immer neuer Geist ist, glauben wir gerüstet zu sein auf alle Aufgaben, die die Erschütterung der Welt uns stellt. Will uns jemand durch Ratschläge und äußere Mittel hierbei helfen, so wollen wir ihn dankbar willkommen heißen.

5.

Indessen man möchte vielleicht sagen, daß nur ein junges Geschlecht fähig ist, diese neue Welt und damit die neuen Aufgaben der Wissenschaft zu verstehen. Nun verjüngen ja die Jahre von selbst jeden Lehrkörper, und wie die Alten, so haben auch die Jungen ihre Schranken. Aber es gibt Aufgaben, denen gegenüber sich dieser Unterschied weit weniger merkbar macht, als man meinen sollte. In der ruhigen Entwicklung ist dieser Abstand der Generationen vielleicht bedeutungsvoller, als wenn Alt wie Jung plötzlich vor ganz neue und unerwartete Erscheinungen sich gestellt sehen. So ist aber unsere heutige Lage beschaffen. Freilich dürfen die Alten nicht in dem Sinn alt sein, daß sie die Fähig-

keit, neue Eindrücke innerlich zu erleben, verloren haben und somit dieses Leben nur für sinnloses Geräusch halten. Aber selbst diejenigen, welche nur schwer neuen Eindrücken zugänglich sind, dürften in dieser Zeit nicht nur gelernt, sondern auch vergessen haben. Die Generationen trennt in der Regel das, was ihnen als Phrase gilt. Den Jungen kommen wohl Grundgedanken der Alten wie Phrasen vor, weil sie um ihre Kraft nicht zu ringen gehabt haben, und den Alten wieder erscheint mancher gute Einfall der Jungen als Phrase, weil ihnen die Phantasie mangelt, seine Tragweite zu überschauen. Aber bei dem völligen Wandel aller Verhältnisse gewinnen nicht selten alte Formeln einen neuen Inhalt und drängt sich ebenso die Notwendigkeit, die neuen zu erproben, innerlich auf. Manches, was als absoluter Gegensatz trennte, verkleinert sich zu bloß relativer Bedeutung. Und mehr noch, wenn die Fundamente schwanken, ist es wohl notwendiger noch als sonst, behutsam alle Möglichkeiten ihrer Erhaltung zu erwägen. So werden gerade in diesen Tagen alte und junge Kräfte sich auf die gegenseitige Ergänzung angewiesen sehen, die nun einmal ein Gesetz alles fruchtbaren geistigen Fortschrittes ist.

Aber auch die Studentenschaft kommt als mitwirkender Faktor bei der inneren Erneuerung der Universität in Betracht. Auch in ihr ist naturgemäß die Ahnung und die Hoffnung einer neuen Welt wirksam. Dem Elend der Gegenwart trachtet die Jugend vielfach zu entgehen durch die lebhaften Phantasiebilder von einer schöneren Zeit. Die starke Politisierung, die das heutige Leben mit sich bringt, läßt dann wohl Mittel und Wege erhoffen, die unfehlbar zum Ziel führen sollen. Aber gerade in dieser Lage erwächst der Universität die Pflicht, in starker Mitempfindung solcher Ahnungen und Träume die Jugend selbst denken, beobachten und urteilen zu lehren, damit aus ihr einst Führer des Volkes hervorgehen. Das bedeutet nicht, als wenn der akademische Unterricht in irgendeiner Weise politischen Parteicharakter annehmen dürfte, so wenig Lehrer oder Hörer ihre Überzeugungen verbergen sollen. Aber trotz aller auf gegenseitiges Vertrauen gegründeten Offenheit kann die Wissenschaft nie, wenn sie nicht ihre Art verleugnen will, sich auf den Parteipfad begeben. Hier gilt es, zum Wollen bestimmter Zwecke und ihrer Mittel zu überreden. Die Wissenschaft dagegen will die Wirk-

lichkeit, wie sie ist, erkennen lehren. Die reine Erfassung dieser Aufgabe verleiht ihr erst ihre besondere bildende Kraft.

6.

Es gibt im Leben andere Mächte, die unmittelbarer und sicherer den Willen bestimmen und bewegen als die wissenschaftliche Erkenntnis. Ich denke etwa an die nationale oder religiöse Tradition eines Volkes, an seine sittlichen oder politischen Tendenzen. Und doch übt auch die Wissenschaft eine einzigartige Einwirkung auf den Willen des Menschen und damit auf die Wirklichkeit aus. Wer ein wissenschaftliches Problem stark empfindet, dessen Wille wird zum höchsten angespannt, alle Kräfte der Erkenntnis rastlos in Bewegung zu setzen zur Lösung dieses Problems. Aber zugleich ist dann der Wille auch in der Regel tätig, die Erkenntnis zu vergewaltigen. Sie soll als Magd des Herrschers der Seele die Resultate finden, die der Wille will. Nun aber vermag die mit der Wissenschaft gepanzerte Erkenntnis dem Willen zu widerstehen. Sie nötigt ihn, sich entgegen seinem Grundtriebe, die Wirklichkeit zu bestimmen, der Wirklichkeit zu unterwerfen. Der Wille zum Resultat wird zum Nichtwollen eines besonderen und erwünschten Resultates und zur Bereitschaft, die erwiesene Wirklichkeit als solche zu respektieren. In dieser eigentümlichen Seelenstellung zur Wirklichkeit liegt ein wesentliches Merkmal der höchsten Bildung. Der Ungebildete und noch mehr der Halbgebildete ist nie objektiv, denn er glaubt das, was er will. Stat pro ratione voluntas! Erst die höchste Bildung oder die wissenschaftliche Schulung sichert das Erkennen wider die Verfälschung durch den Willen, indem sie beide zugleich vereinigt und stärkt. Sie erst ermöglicht die Objektivität des Denkens und in einem gewissen Grade auch des Handelns.

Je unberechenbarer die Ereignisse in einer Zeit und je schroffer die Gegensätze sind, desto stärker ist die Neigung zum unreflektierten triebhaften Wollen. Aber desto mehr bedarf es auch dessen, daß es Kreise in dem Volke gibt, die durch die unbestechliche, zur inneren Notwendigkeit gewordene Objektivität ihrer Erkenntnis und ihres Urteils ein Gegengewicht in die von den Begierden und ihren Schlagworten wild hin und her schwankende Wage der öffentlichen Meinung werfen. Mag dann für den Moment

auch dieses Gegengewicht gering geschätzt werden, es hilft schließlich doch, das richtige Gewicht zu finden. Die Wahrheit wird so zu einem politischen Faktor, so wenig sie an sich ein solcher sein will. In diese Selbständigkeit, Objektivität und Gerechtigkeit des Urteils soll gerade in diesen Tagen die Wissenschaft unsere ringende Jugend einführen. Sie löst nicht alle Probleme und sie faßt auch nicht alle Kräfte und Motive zu ihrer Lösung in sich, aber sie ist eine notwendige Kraft in dem ungeheuren Ringen der Geister um ihre Stellung in dem Weltprozeß. Die stärksten und tiefsten Impulse in der Geschichte der Menschheit entspringen nicht der methodischen Arbeit der Wissenschaft, sondern jener rätselhaften Berührung menschlicher Geister mit der Energie des Urgeistes, die das Wesen der Genialität ausmacht. Aber zum dauernden Eigentum der Völker werden diese eruptiv emporgeschleuderten Anregungen doch nur durch methodische Verarbeitung, wie sie an ihrem Teil die Wissenschaft leistet.

Soll das junge Geschlecht in der Welt des Geistes heimisch werden, so bedarf es dazu der Leitung durch die Wissenschaft. Es ist gewiß wichtig, was gelehrt wird oder daß es Wahrheit ist. Aber wichtiger noch ist es, daß das Lernen gelernt wird oder daß der Weg der freien Erkenntnis der Jugend zur Gewohnheit gemacht wird. Dazu gehört aber notwendig die Anregung und die Möglichkeit der geistigen Selbsttätigkeit. Diesem Zweck dienen die Seminare und Übungen. Sie sollen nicht nur den höher Begabten eröffnet werden, sondern alle Studierenden und gerade die langsameren Geister sind auf diesem Wege zu beeinflussen.

7.

Das sind einige Gedanken zur Universitätsreform. Sie zeigen, daß alles auf diesem Gebiet an der Frische und Energie des geistigen Lebens liegt. Und sie sollen weiter zeigen, daß angesichts der neuen Lage diese Aufgabe nicht nur ein besonderes Gewicht hat, sondern auch eine neue Konzentrierung des gesamten Erkenntnisgebietes nahelegt. Und das darf um so zuversichtlicher ausgesprochen werden, als schon vor der großen Katastrophe die Entwicklung sich diesem Ziel zuzuwenden begonnen hatte.

Schreiten wir auf diesem Wege weiter fort, ohne nach rechts oder links zu schielen, so ist mir eins sicher: Es wird die oft ge-

hörte Klage verstummen, daß die Universitäten den Einfluß auf das Leben der Gegenwart verloren haben. Man wird aber dann auch aufhören, diesen Einfluß durch allerhand äußerliche Reformen wiedergewinnen zu wollen. Sollten dagegen die Universitäten sich darauf einlassen, wie geistige Fabriken bestellte Ware zu liefern oder sich zu all dem hinzudrängen, was gerade der Gunst des Tages sich erfreut, so wäre es mit ihrem Einfluß zu Ende. Keine Organisation empfiehlt sich auf die Dauer dadurch, daß sie gewisse erwünschte Nebenerfolge erreicht, aber in der Hauptsache sich als unfruchtbar erweist. Wird dagegen der Haupterfolg erreicht, so wird die innere Notwendigkeit der Universität von allen Urteilsfähigen anerkannt werden, und man wird erst dann den Zusammenhang der praktischen Nebenerfolge mit jenem Haupterfolg zu würdigen in der Lage sein.

Gewiß wird die Gefahr, die eigentliche Aufgabe zu verkennen, den Universitäten in den nächsten Jahren vielfach nahetreten. Es ist die Gefahr der praktischen Nutzbarkeit und des Erfolges des Tages, aber es ist zugleich auch der Weg der Degeneration, wie sie über die Universitäten der Aufklärungsepoche hereingebrochen war. Das Bestreben, durch äußere Erfolge den Mangel an innerer Kraft zu verdecken, bedient sich bekanntlich nicht selten der Flagge der Regeneration, aber man soll sich durch sie über den degenerativen Charakter dieses Bestrebens nicht täuschen lassen. Sollen die Universitäten zeitgemäß im höchsten Sinn des Wortes bleiben und werden, so müssen sie sich auf ihr eigentliches Wesen und auf ihre tiefsten Aufgaben in immer neuen und lebendigen Ansätzen besinnen und grundsätzlich auf alle gemachte äußerliche Modernität verzichten. In diesem ererbten und immer neu zu erwerbenden Geist sollen die Universitäten weiter ihre Arbeit tun. Sie sollen stolz sein auf diese Arbeit. Sie sollen sie mit vollem Ernst betreiben und daher auch ihre Ehrentitel nur denen verleihen, die wirklich in den Ernst dieser Arbeit eingedrungen sind. Es würde heute lächerlich erscheinen, eine Doktorpromotion mit dem Gesang des Veni creator spiritus zu beginnen. Und doch sollten wir den höchsten akademischen Ehrentitel niemandem verleihen, an dem der Geist sein Schöpfungswerk nicht begonnen hat. Wenn es uns akademischen Lehrern an dem heiligen Geist der Wahrheit nicht fehlt, dann wird unsere Arbeit

nicht unfruchtbar bleiben. Mögen dann unsere Schüler einst zu ganz anderen Resultaten gelangen als ihre Lehrer, sie werden ihnen doch in Dank verbunden bleiben und nicht aufhören, in Tat und Wort lebendige Zeugen zu sein der Herrlichkeit der deutschen Universität. Im Zeichen dieses großen und stillen Ernstes wird der Einfluß der Universitäten auf das Leben der Nation neubelebt fortbestehen. Es liegt wenig daran, daß zu Zeiten einige Professoren direkt als Volksführer in die Politik eingreifen. Aber es liegt alles daran, daß sie als Bürger des freien Lebens des Geistes andere mit diesem Leben erfüllen.

8.

In diesem Sinn hat einst in den Tagen ihrer Entstehung unsere Universität ihre Aufgabe aufgefaßt. Ströme des Lebens sind von ihr ausgegangen, und sie hat an ihrem Teil zu der Erneuerung des Geistes im 19. Jahrhundert unendlich viel beigetragen. Sie wollte damals den alten Betrieb mit seiner Orientierung am Praktischen und Nützlichen reformieren. Sie hat das nicht durch rein äußere Mittel zu erreichen versucht, denn die alten Formen hat sie so gut wie alle beibehalten. Sie hat ihr Ziel erreicht, indem sie nicht nur vielwissende, sondern wirklich geistige Menschen suchte und fand, die den heiligen Trieb zu eigener freier Erkenntnis dem jungen Geschlecht einpflanzten. Bei dem Geist dieser ihrer Anfänge will unsere Universität bleiben. Sie wird den Rückschritt zu der äußerlichen Auffassung ihrer Aufgaben nach den unmittelbaren Zielen der praktischen Nutzbarkeit im Geist der Aufklärung nicht vollziehen.

In das Licht dieser Anfänge stellen wir an dem heutigen Erinnerungstage unsere Arbeit und unsere Zukunftsaufgaben. Auch wir stehen vor einem furchtbaren nationalen Zusammenbruch. Aber unsere Lage ist, wie wir sahen, schwieriger als die unserer Vorfahren. Damals sprudelte geistiges Leben mit seinem hochgespannten Idealismus in weiten Kreisen unseres Volkes. Man brauchte nur die Brunnen zu reinigen und neue Röhren zu den Quellen zu legen, und die Aufgabe war gelöst. Heute dagegen ist in weiten Kreisen das geistige Leben erstarrt, und seine Quellen scheinen zugefroren zu sein. Zwar hegen wir noch dies Leben in unseren Kreisen mit heißem Bemühen, aber wir

haben die lähmende Empfindung, daß wir seine Totalität nicht umspannen in der Kraft einheitlicher beherrschender Ideen, und daß uns daher die Kraft fehlt, das Ungeistige mit den Kräften des Geistes zu durchdringen. Aber gerade dies Bewußtsein, daß es uns innerlich an etwas mangelt, macht uns spröde wider die Ratschläge, durch äußere Mittel zu ersetzen, wonach wir innerlich ringen, denn eins ist uns gewiß, nämlich, daß die Organisation und die Methoden allein es nicht tun. Wir suchen nach Ideen, und wir haben an der inneren Not dieses Suchens die Gewißheit, daß wir die Ideen finden werden, die den Strom der sich entwickelnden neuen Welt bestimmen, und in deren Kraft wir sie verstehen und dem Geist unterwerfen werden.

In diesem Sinn sind wir zur Reform der Universität bereit. Wir wissen, daß wir und gerade wir das Werk zu vollbringen haben, wenn es gelingen soll. Wenn das Werk es fordert, dann wollen wir neue Formen schaffen und die Organisation ändern, wo immer sie die Sache drückt oder nicht umspannt. Aber aus den Tiefen der geistigen Aufgabe selbst muß sich der Antrieb hierzu ergeben. Auf die Änderung von Außenwerken unsere Hoffnung zu setzen, widerstrebt uns. Das wäre nicht nur unfruchtbar, sondern auch gefährlich, denn nur zu leicht finden sich die Menschen damit ab, daß nichts weiter geschehen soll, wenn nur etwas zu geschehen scheint.

Wir haben, verehrte Kollegen und Kommilitonen, die Arbeit eines Semesters geschlossen und bald winkt uns ein neues Semester zu außerordentlicher Arbeit. Möchte sie uns alle fertig finden zu freiem Schaffen im Geist der Erkenntnis und der Wahrhaftigkeit, bereits Neues zu sehen und die Ideen, die es leiten sollen, zu erfassen, aber auch innerlich gefestigt, nicht um des momentanen Erfolges willen die Wahrheit zu verschleiern oder zu halbieren. Mit diesem erhebenden Ziel vor Augen gehen wir in die Ferien. Möchten sie uns die Kräfte verjüngen, die Arbeit, die uns, größer und verantwortungsvoller denn je, obliegt, zu erfüllen als eine heilige Pflicht. Dann wird es der Universität an der inneren Reform nicht fehlen und dann wird auch weiterhin unser Wirken nicht umsonst sein.

IV.

Rückblick auf das Rektoratsjahr 1918|19.

Rede bei Übergabe des Rektorats am 15. Oktober 1919.

Den Menschen dienen die Einschnitte, die besondere Tage im täglichen Dasein hervorbringen, wohl zum Anlaß, das Werden der Geschichte an einem kleinen Abschnitt zu belauschen. Wir blicken heute auf das schwerste Jahr in der Geschichte unseres Staates und auch unserer Universität zurück, Schmerz und Trauer im Herzen um das, was uns genommen, Ungewißheit darüber, was kommen wird. Der Wunsch, den mir mein Amtsvorgänger vor einem Jahr zurief, galt der Hoffnung auf die Feier des Sieges und des vollen Friedens. Es ist anders gekommen, als wir auch in den trübsten Stunden es uns ahnen ließen. Ein furchtbarer entehrender und zerdrückender Gewaltfriede ist uns geworden. Zerschmettert ist der stolze Bau des Deutschen Reiches, zerbrochen ist die Kaiserkrone. Wir Preußen wurden von unserem König verlassen, dessen Haus über ein Jahrhundert in naher Beziehung zu unserer Universität gestanden hat. Die Zeit liegt darnieder und windet sich in furchtbaren Zuckungen, eine neue Welt zu gebären.

Das haben wir, Lehrer wie Hörer unserer Universität, in einem langen harten Jahr äußerlich erlebt und innerlich getragen. Es war eine Zeit furchtbarer Schläge mit all ihrer Unruhe und allen Schrecken, mit aller Not und Sorge, aller Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit. Aber wir dürfen doch heute im Rückblick auf dieses abgelaufene Rektoratsjahr sagen, daß wir die Prüfung, die uns auferlegt war, bestanden haben. Das gilt von dem Ganzen, es gilt auch von den einzelnen Personen. Als die

Revolution über uns hereinbrach, haben wir alsbald die Gewohnheit unseres Daseins wieder gewonnen. Die Pflicht war uns ja vorgezeichnet. Es galt in dem Chaos den Kopf oben zu behalten und das Herz auf dem rechten Fleck. Sofort waren wir alle darin einig, daß uns nur eines helfen könne, die innere Erhebung zur Höhe unserer Aufgabe und die unwandelbare Treue in ihrer Durchführung. Mochte draußen die Revolution toben und auch unser Haus mit ihren Maschinengewehren beschießen, mochten Scharen von Soldaten fast die Hälfte unserer Räume für sich in Anspruch nehmen und unser Garten wie eine Szene aus Wallensteins Lager aussehen, mochte eisige Kälte in unseren Hörsälen herrschen, mochten die Verbindungen in der Stadt allesamt unterbrochen sein: wir haben mit ganz kurzen Unterbrechungen unsere Arbeit in altpreußischem Pflichtbewußtsein durchgeführt. Wir haben im Winter 1918/19 702 Vorlesungen mit zusammen 31927 Hörern gehalten, im ersten Zwischensemester 372 Vorlesungen mit 32526 Hörern, im Sommersemester 923 Vorlesungen mit 52745 Hörern. Es ist doch auch eine stolze Erinnerung, die dieses Schreckensjahr mit seinen zusammen 1997 Vorlesungen und 117200 Hörern bei uns hinterläßt.

Und diese Arbeit ist nicht zum Schein geschehen. In wachsenden Scharen strömten unsere Studenten uns wieder zu, voll Heißhungers nach geistiger Arbeit und voller Sorge um die Gestaltung ihrer Zukunft, und dennoch stets bereit, in den Tagen der Gefahr trotz allem ihre Kraft der Aufrechterhaltung der Ordnung wieder zur Verfügung zu stellen. Wir akademischen Lehrer haben uns jeder nach seiner Kraft und alle mit warmem Herzen bemüht, ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht zu ermöglichen. Die Herbstferien des vorigen Jahres waren erheblich verkürzt. Trotzdem haben wir sofort auf das Wintersemester ein Zwischensemester folgen lassen, dem sich mit kurzer Unterbrechung das Sommersemester anschloß und jetzt eben haben wir wieder nach flüchtiger Ferienruhe ein neues Zwischensemester begonnen, dem im Januar gleich ein verlängertes Wintersemester folgen soll. Manche drängende Arbeit mußte hintangestellt werden, um nur unserer Jugend die erwünschte helfende Hand bieten zu können. Und unsere Kommilitonen haben diese Hand verständnisvoll ergriffen. Mit offenem Sinn folgten sie in den Vorlesungen, mit

vollem Ernst und bald wiedergewonnener geistiger Beweglichkeit arbeiteten sie in den Seminaren. Es war eine heiße Zeit, aber trotz allem eine Zeit, die es sich in ihrer Arbeitsfreudigkeit und ihrer Kraftanspannung zu durchleben lohnte. Und wie die Lehrer und die Studenten, so haben auch unsere Beamten allesamt — membrum quodlibet und membra quaelibet — mit nie erlahmender Pflichttreue den ungeheuer gesteigerten Anforderungen dieses Jahres Genüge geleistet. Ihnen als meinen treuen Mitarbeitern in schwerer Zeit in dieser Stunde zu danken, ist mir eine Ehrenpflicht.

Die wieder aufgenommene Arbeit hat auch bereits sichtbare Früchte getragen. Davon legt die neubelebte Tätigkeit der Prüfungskommissionen Zeugnis ab. Ebenso aber auch die wieder kräftig anwachsende Zahl unserer Promotionen. In der theologischen Fakultät fanden 2 Lizentiatenpromotionen, in der juristischen 4 Doktorpromotionen statt, in der medizinischen Fakultät wurden 315, in der philosophischen 109 Personen promoviert.

Doch neben dieser wissenschaftlichen Arbeit gingen, wie es in solcher Zeit nicht anders sein konnte — Lenz' neulich erschienener Schlußband unserer Universitätsgeschichte lehrt uns verblüffende Parallelen aus dem Jahre 48 kennen —, mancherlei Erwägungen über die Reform unserer Universitätsordnungen. Sie sind mit Ernst und in rastloser Arbeit gepflogen worden, wie die Akten der verschiedenen Vereinigungen sowie der Fakultäten und des Senates bezeugen. Aber über solchen Erwägungen ist in uns allen die Überzeugung vertieft und befestigt worden, der ich am 3. August an dieser Stätte Ausdruck verleihen durfte. Es ist der feste Glaube daran, daß wir den Geist freier Wissenschaft festzuhalten haben, der einst über den Anfängen unserer Universität waltete und daß diesem Geist auch die Kräfte innewohnen werden, die neuen Aufgaben dieser Zeit zu erkennen und zu lösen. Zur Idee erheben wir uns wieder, in ihr liegt die Kraft und nicht nur in den Methoden oder der Organisation. Und hieraus schöpfen wir die frohe Zuversicht, daß wir lebendige Steine liefern werden zum Neuaufbau des Vaterlandes.

Auch in den Kreisen unserer Studenten sind die Fragen nach einer Neuorganisation der studentischen Verfassung eifrig und erfolgreich erörtert worden. Die Not der Lage zwang zu-

nächst dazu, die Logik der Entwicklung führte dann weiter. Was seit lange unter uns erstrebt war und was dann immer wieder als unlösbar wie eine Art Quadratur des Zirkels beiseite geschoben war, das ist uns jetzt gelungen. Wir haben seit dem Frühjahr eine studentische Verfassung im Geist der Neuzeit, geboren unter dem Zeichen wirklicher akademischer Freiheit. Wir haben diese Entwicklung mit Freuden verfolgt und wir hoffen, daß die guten Anfänge, die gemacht sind, sich bewähren und weiter ausgestalten werden. Das Verhältnis gegenseitigen Vertrauens zwischen Studentenschaft und Rektor und Senat, wie es sich entwickelt hat, zu pflegen, wird, wie ich hoffe, eine der schönsten Aufgaben auch meiner Amtsnachfolger sein. Auch hiermit folgen wir einer der edelsten Traditionen der deutschen Universitätsgeschichte.

Der 24. Mai vereinigte uns alle zu einer erhebenden Feier im Dom zum Gedächtnis an unsere im Weltkrieg gefallenen Dozenten, Studenten und Beamten. Nach den uns gewordenen, aber sicher nicht vollständigen, Mitteilungen sind den Tod für das Vaterland gestorben 893 unserer Studenten, darunter 87 Theologen, 209 Juristen, 125 Mediziner, 472 Philosophen. Es war ein unvergeßlicher Augenblick, als sich die Fahnen am Altar senkten zum letzten Gruß für unsere unbesiegten Helden und durch aller Herzen drang in jener Stunde das heilige Gelöbnis, alle Kraft daran zu setzen, um unserer Gefallenen würdig zu bleiben und zu werden.

Und wie diese Feier uns zu sittlichen Aufgaben aufrief, so sind auf allen den Gebieten unseres Lebens, die wir gestreift haben, uns Aufgaben eröffnet. Wir stehen im Fluß der Entwicklung. An ihr mitzuschaffen, solange der Allwaltende uns noch Werke und Tage schenkt, ist unsere Pflicht. Das ist die Gabe, die die Zeit unserem Geschlecht zuweist. Und schließlich sind hohe Gaben nur dort zu erreichen, wo harte Aufgaben drängen. Daran halten wir uns. „Wehe lasset uns singen, doch endlich möge das Gute triumphieren", wie Äschylus im Agamemnon sagt. Alte sittliche Urgewalten ringen in unserer Mitte mit neuen Lebenstrieben. Mögen sie sich einigen, wie derselbe große Dichter es in der gewaltigen Schlußszene der „Eumeniden" ausführt, in der die sittliches Urrecht vertretenden Erinyen Anerkennung finden und darüber zu den Eumeniden einer neuen Zeit werden. Dann

wird auch bei uns das Lied wiederhallen, das auf der Bühne von Athen einst erscholl:

„Es brause nie Bürgerzwist, aller Übel Ursprung
durch diese Stadt, das wünsch ich noch.
— — — — — — — — — — — — —
Einträchtgen Sinns, Lieb um Liebe tauschend
einträchtig auch im Haß:
so kann ein Volk manchen Sturm bestehn",

wie unser Wilamowitz es übersetzt hat. —

Aus dem Kreise unserer Mitarbeiter in solchem Werk hat der Tod eine Anzahl verehrter Männer hinweggerafft. Die theologische Fakultät verlor den ordentlichen Honorarprofessor Kawerau, die juristische Fakultät die ordentlichen Professoren v. Liszt und Kohler sowie die ordentlichen Honorarprofessoren Krauel und Stölzel. Der medizinischen Fakultät wurden durch den Tod entrissen der ordentliche Honorarprofessor Gaffky, der außerordentliche Professor Schoeler sowie der Privatdozent de Ruyter. In der philosophischen Fakultät starben die ordentlichen Professoren Schwendener, Emil Fischer und jüngst Kuno Meyer, der außerordentliche Professor Geiger und die Privatdozenten Sachs, M. G. Zimmermann, Arons und endlich der Lektor und langjährige Leiter unserer Auskunftsstelle Paszkowski. Sie sind hingenommen in dunkeln Tagen. Was sie erarbeitet, wird fortleuchten in der Wissenschaft, was sie uns gewesen sind, soll nicht vergessen werden.

Das seltene Jubiläum des fünfzigjährigen Doktorates beging der ordentliche Professor Flügge, dessen Mitarbeit wir uns noch recht lange zu erfreuen hoffen.

Durch Berufung an andere Universitäten sind aus unserem Kreise ausgeschieden, in der juristischen Fakultät der Privatdozent Levy, in der philosophischen Fakultät der ordentliche Honorarprofessor Lehmann-Haupt, der ordentliche Honorarprofessor Spemann, der außerordentliche Professor Bergsträßer, die Privatdozenten Grisebach, Oppenheimer und Weil sowie der Lektor Wirth. Unsere besten Wünsche haben sie an die Stätte ihrer neuen Wirksamkeit geleitet.

Wir haben aber auch eine nicht geringe Zahl neuer Kräfte durch Berufungen gewonnen. So in der juristischen Fakultät den ordentlichen Professor Kohlrausch, bisher in Straßburg. In der medizinischen Fakultät den ordentlichen Professor Arndt und den ordentlichen Honorarprofessor Hertel, beide bislang in Straßburg, sowie den außerordentlichen Professor Friedmann. In der philosophischen Fakultät sind hinzugekommen der ordentliche Professor v. Laue aus Frankfurt a. M., der ordentliche Professor Mittwoch aus Greifswald, die außerordentlichen Professoren Bergsträßer, der uns bald wieder verlassen hat, Cunow und Lensch.

Befördert wurden in der juristischen Fakultät der außerordentliche Professor Goldschmidt zum ordentlichen Professor, der Privatdozent Laß zum ordentlichen Honorarprofessor. In der medizinischen Fakultät der ordentliche Honorarprofessor Goldscheider zum ordentlichen Professor, der außerordentliche Professor Brieger zum ordentlichen Honorarprofessor, die Privatdozenten Ceelen und Nicolai sowie der Lehrer der Zahnheilkunde Schönbeck zu außerordentlichen Professoren, endlich der Privatdozent Lewin zum ordentlichen Honorarprofessor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. In der philosophischen Fakultät wurden der außerordentliche Professor Neuberg sowie der Privatdozent Marckwaldt zu ordentlichen Honorarprofessoren, ferner die Privatdozenten Dade, Herrmann, Lommatzsch, Leuchs und Wagemann zu außerordentlichen Professoren ernannt.

Habilitiert haben sich die folgenden Herren: Tillich für systematische Theologie; Blumenthal für Dermatologie, Brach für Geburtshilfe und Gynäkologie; Breslauer, Brüning, Kirsch, Martin für Chirurgie; Guggenheimer, Hirschfeld, Jungmann, Kohler, Leschke, Munk, Walterhoeffer, Zondeck, Moellers für innere Medizin; Joachimoglu für Pharmakologie; Kohlrausch für Physiologie; Seelert für Psychiatrie und Neurologie. Die Privatdozenten von den Velden und Versé wurden aus Marburg bezw. Leipzig übernommen. — In der philosophischen Fakultät wurde rehabilitiert Dr. Arons. Habilitiert haben sich bei ihr folgende Herren: Hamburger für

Mathematik, Pohle für Landeskunde Rußlands, Rieffert und Wertheimer für Philosophie, Wunderlich für Geographie.

Der Musikdirektor Biehler ist zum Dozenten für Kirchenbau und Choral- und Altargesang ernannt worden.

Zu Lektoren wurden berufen die Herren Gautier für französische Sprache, Koszó für ungarische Sprache, van de Kerckhove für niederländische Sprache. Einen Lehrauftrag für Demokratie und Sozialismus erhielt Dr. Gustav Mayer und Dr. Marcus für neuere nordische Literaturgeschichte.

Zum Direktor unserer akademischen Auskunftsstelle ist ernannt worden Dr. Remme aus Bonn.

Angestellt wurden die Pedelle Rickmann und Bornstein, sowie der Hausdiener und Aufseher Wehlmann. Der Hausverwalter Hillmann erhielt den Titel Hausinspektor.

Es ist eine Fülle neuer Kräfte, die in den Dienst unserer Universität getreten ist. Sie sind die unseren geworden, so gelten die Wünsche, die wir für das ganze Gemeinwesen ausgesprochen haben, auch ihnen.

Die Zahl unserer Studierenden ist, auf dem Papier angesehen, auch in den Kriegsjahren immer erheblich groß geblieben. Jetzt entspricht die offizielle Angabe wieder ungefähr dem wirklichen Bestande. Im Wintersemester 1918/19 zählten wir 11 975 Immatrikulierte männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese Zahl steigerte sich im ersten Zwischensemester auf 12 322 und im Sommersemester auf 12 964. Von Interesse ist die Zahl der in dem abgelaufenen Rektoratsjahr erfolgten Immatrikulationen. Um einen gewissen Maßstab der Beurteilung zu gewinnen, füge ich den betreffenden Ziffern die Zahlen aus dem letzten normalen Rektoratsjahr 1912/13 hinzu. Ich habe 7162 Immatrikulationen in 3 oder mit Einschluß der ziemlich umfänglichen Immatrikulationen der letzten Wochen in 3½ Semestern vollzogen. 1912/13 betrug die Zahl 6192 in den zwei gewöhnlichen Semestern. Die Zunahme beziffert sich also trotz der Zwischensemester bloß auf 14½ Prozent. 1918/19 wurden immatrikuliert 204 Theologen (1912/13: 454), 1617 Juristen (1912/13: 1505), 1607 Mediziner (1912/13: 1405), 405 Zahnärzte (1912/13: nur 80), 951 Studierende der Geschichte und der Alt- und Neuphilologie (1912/13:

1275), 440 Mathematiker und Naturwissenschaftler (1912/13: 462), 293 Chemiker (1912/13: 166), 1201 Nationalökonomen und Landwirtschaftler (1912/13: nur 381), 76 Pharmazeuten (1912/13: 84), 368 Studierende sonstiger Fächer der philosophischen Fakultät (1912/13: 380). Das sind zusammen 3329 Philosophen gegen 2748 im Jahre 1912/13. Man darf aus diesen Zahlen freilich nur mit der größten Vorsicht Schlüsse ziehen. Einmal, weil es sich in unserem Zeitraum um etwa 3½ Semester handelt, dann, weil zu dem naturgemäßen Zufluß aus den Abiturienten eine nicht geringe Zahl von früher nicht immatrikulierten Kriegsteilnehmern gekommen ist, endlich, weil die früher so starke Anziehungskraft der Reichshauptstadt sich durch die Unruhen, die Teuerungs- und die Reiseschwierigkeiten erheblich gemindert hat. So angesehen, wird man nicht urteilen dürfen, daß der Zustrom zum akademischen Studium bei uns in Berlin neuerdings besonders gewachsen sei oder über das Normale hinausgehe. Bei Juristen, Medizinern, Mathematikern, Pharmazeuten stehen wir vor dem normalen Zuwachs, wenn man die letzten Friedensjahre für normal ansehen darf. Einen sehr erheblichen Rückgang der Immatrikulationen beobachten wir bei den Theologen, einen ziemlich großen bei den Historikern und Philologen. Der Rückgang beläuft sich also bei den Theologen auf etwa 55½ Prozent, bei den Historikern und Philologen auf etwa 25½ Prozent. Dafür haben aber sehr stark zugenommen die Zahnärzte um 406 Prozent, die Nationalökonomen mit fast 216 Prozent, die Chemiker mit etwa 74 Prozent. Viele von den Personen, die sich jetzt dem Studium zuwenden, zumal einstige Offiziere, haben zu diesen Fächern gewisse Beziehungen durch Ausbildung und Beruf und dazu kommt, daß sie zur Zeit günstige Aussichten zu eröffnen scheinen. Irgendwelche Schlüsse auf einen Wandel der inneren Interessen aus den angeführten Ziffern zu ziehen, wäre m. E. höchst unvorsichtig, zumal ohne Berücksichtigung der Verhältnisse an den übrigen Universitäten.

Bei der allgemeinen Teuerung und dem Rückgang der Vermögensverhältnisse befinden sich nicht wenige unserer Studierenden in einer harten wirtschaftlichen Notlage. Die vorhandenen Stipendien sowie der Dispositionsfonds des Rektors reichen bei weitem nicht aus, um wirksam zu helfen. Es muß

daher immer wieder an die Freunde unserer Universität die herzliche und dringende Bitte gerichtet werden, durch neue Stiftungen der neuen Lage ihre Hilfe zuzuwenden. Ich möchte dabei die Aufmerksamkeit weiterer Kreise noch besonders auf die Förderung des Turn- und Sportwesens richten. Da die allgemeine Wehrpflicht in Fortfall kommen soll, besteht die ernste Gefahr der Verkümmerung der körperlichen Kraft und Haltung. Die Studentenschaft sollte sich selbst energischer als bisher dieser Seite ihrer Ausbildung annehmen und patriotische Männer und Frauen sich ihre Unterstützung angelegen sein lassen.

Ein Blick auf die Stiftungen, die uns das letzte Rektoratsjahr gebracht hat, legt die Bitte nahe, noch mehr zu tun und gerade für die direkte Unterstützung der Studierenden. Der Universität sind im Laufe dieses Jahres folgende Stiftungen zugewandt worden: Die Brauerstiftung im Betrag von 120000 Mark zugunsten des geologischen Museums, die Stiftung der J. L. Jacobyschen Eheleute für jüdische Studierende mit 12000 Mark, die Hermann Kretzschmar-Stiftung im Betrage von 20000 Mark für Studierende der Musikwissenschaft, die Fritz Prochnow-Stiftung von 3000 Mark für das historische Seminar, die Dr. Rettbergsche Stiftung von Büchern für das philosophische Seminar, die Georg Hermann Wagnersche Stiftung von 50000 Mark für Stenographie. Geheimrat Prof. Dr. Julius Wolf hat eine Stiftung von 50000 Mark der Universität in Aussicht gestellt, die 50 Jahre nach seinem Ableben in Kraft treten soll und deren Zinsen zu Prämien für Werke bestimmt sind, die das Verhältnis der individualistischen zur sozialistischen Wirtschaftsordnung behandeln. — Für alle diese Gaben spricht die Universität den Spendern ihren wärmsten Dank aus. Möge die Gebefreudigkeit für die idealen Zwecke der Universität auch weiterhin in unserem Volke nicht versiegen. Wer hier hilft, fördert unsere nationale Wiederaufrichtung.

Lassen Sie mich jetzt diesen Bericht schließen, den die Sache und alter Brauch von dem zurücktretenden Rektor verlangen. Und wenn dieser endlich von sich selbst ein Wörtlein sagen darf, so kann ich es in ein Verslein fassen, das einst ein deutscher Schreiber dankbaren Herzens unter sein umfängliches Schreibwerk setzte:

Ei wie vrô ich was,
Do ich schreib deo gratias!

Und nun komme ich zu der Erfüllung meiner letzten Amtspflicht, zur Übergabe des Rektorats an meinen Nachfolger. Ich bitte den neuen Rektor, Herrn Professor Eduard Meyer, das Katheder zu besteigen und den Amtseid zu leisten.

(Nach Ableistung des Amtseides.)

Jetzt verkünde ich als den von der Universität gewählten und von dem vorgeordneten Ministerium bestätigten Rektor magnificus der Friedrich-Wilhelms-Universität den ordentlichen Professor der Geschichte, Herrn Geheimrat

Dr. Eduard Meyer.

Unter seinem Vorsitz wird der Senat bestehen aus dem Prorektor Professor Seeberg und dem Universitätsrichter Geheimrat Wollenberg, aus den vier Dekanen, den Herren Professoren v. Harnack, Stutz, Rubner, Cohn sowie den gewählten Senatoren, den Herren Professoren Rubens, Heffter, Penck, Stammler, Diels, Dessoir. —

Ich darf jetzt meinen Herrn Amtsnachfolger bitten, die Abzeichen seiner neuen Würde anzulegen.

Ew. Magnificenz wollen mir zum Schluß gestatten, Ihnen meine gehorsamsten Wünsche für ein gesegnetes Amtsjahr auszusprechen. Mögen Kette und Mantel Ihnen nie schwer werden! Möge freundlich die Sonne strahlen über Ihrer Arbeit zu Saat und Ernte!

Druck von Ernst Mauckisch in Freiberg i. Sa.